

# THEOLOGISCHES GESPRÄCH

Freikirchliche Beiträge zur Theologie

## Ökumene

### Aufsätze

*Albrecht Haizmann: Arbeitsgemeinschaft – Was die Gesellschaft zusammenhält und die Kirchen zusammenbringt* 107

*Uwe Swarat: Zwanzig Jahre Charta Oecumenica und die bleibende Hoffnung auf größere Einheit* 128

Rezensionen 149

## PREDIGTWERKSTATT

Julian Kaiser: Wurzeln schlagen und Frucht bringen. Predigt über Psalm 1 140

Kommentar zur Predigt von Julian Kaiser zu Psalm 1 (Miriam John) 145

ISSN 1431-200X

**2022 • Heft 3**

46. JAHRGANG

## Ökumene

Freikirchliche Gemeinden haben sich in Deutschland im 19. Jahrhundert in Abgrenzung zu den bestehenden Staatskirchen entwickelt. Bis heute findet man bei ihnen ein ausgeprägtes konfessionelles Selbstbewusstsein, das in meist überschaubaren Gemeinschaften von engagierten Christen gelebt wird. Trotz dieser Tendenzen haben sich Freikirchen seit ihren Anfängen immer wieder für ein konfessionsübergreifendes ökumenisches Miteinander mit anderen Christen und Kirchen eingesetzt, z. B. in der „Evangelischen Allianz“ oder in der „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen“ (ACK), die sie beide mitbegründet haben. Als bibellesende Christen finden sie vor allem im Neuen Testament deutliche Hinweise darauf, dass die Einheit der Nachfolger Jesu ein elementar wichtiges Anliegen ihres Herrn und seiner Apostel war und ist. Dazu kommen natürlich die Erfahrungen der eigenen Begrenztheit und der Horizonterweiterung durch andere Christenmenschen. Die Chancen der ökumenischen Perspektive und Zusammenarbeit werden in den beiden Aufsätzen in diesem Heft vor Augen geführt.

PD DR. ALBRECHT HAIZMANN, Pfarrer in der württembergischen Landeskirche und Geschäftsführer der ACK Baden-Württemberg, überträgt in seinem Aufsatz „Arbeitsgemeinschaft – Was die Gesellschaft zusammenhält und die Kirchen zusammenbringt“ die Erkenntnisse des amerikanisch-britischen Soziologen Richard Sennett zum Thema „Zusammenarbeit“ auf die Arbeit der Ökumene und zeigt damit die außerordentliche Sinnhaftigkeit der Benennung „Arbeitsgemeinschaft“ auf. Zum anderen findet man in diesem Heft den Artikel „Zwanzig Jahre Charta Oecumenica und die bleibende Hoffnung auf größere Einheit“ von PROF. DR. UWE SWARAT, Professor für Systematische Theologie und Dogmengeschichte an der Theologischen Hochschule Elstal (seit August d. J. im Ruhestand), – ursprünglich ein Vortrag beim informellen „Runden Tisch“ von Kirchenleitern in Österreich, in dem er die Entstehung und die inhaltlichen Impulse der Charta Oecumenica erläutert und die „Freikirchen“ dazu ermutigt, mit ihr den Weg eines besseren kirchlichen Miteinanders zu gehen.

In der Predigtwerkstatt steht in diesem Heft der Psalm 1 im Mittelpunkt, mit der Predigt „Wurzeln schlagen und Frucht bringen“ von JULIAN KAISER, Pastor der Freien evangelischen Gemeinde Stuttgart, und dem Kommentar von MIRIAM JOHN, Pastorin der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Holzminden.

*Michael Kißkalt* (Schriftleitung)

---

Albrecht Haizmann

## **Arbeitsgemeinschaft – Was die Gesellschaft zusammenhält und die Kirchen zusammenbringt**

---

Angesichts wachsender Spaltungen und Differenzen nicht nur zwischen Menschen und Gruppen in unserer Gesellschaft, sondern auch zwischen Nationen oder Staaten in Europa und den Supermächten weltweit, wird die Frage der Zusammenarbeit über Spannungen und Trennungen hinweg immer dringlicher. Das gilt gleichermaßen nicht nur für den Dialog zwischen den durch Migration immer stärker aufeinandertreffenden Kulturen und Religionsgemeinschaften, sondern auch für die Ökumene zwischen Christen und Kirchen unterschiedlichster Prägung in ihrer zunehmenden Pluralität.

Zusammenarbeit ist die einzige Möglichkeit, über gegenseitige Entfremdungen und Ressentiments hinauszukommen und die wirklichen – sozialen, politischen und globalen – Probleme gemeinsam anzupacken. In Zeiten von coronabedingter Isolierung und Distanzierung ist das Zusammenarbeiten nicht einfacher, sondern komplizierter, vielleicht auch differenzierter – auf jeden Fall aber noch offensichtlicher notwendig geworden. Der Soziologe Richard Sennett hatte sich mit all dem schon vor Corona gründlich beschäftigt.<sup>1</sup> Auf der Spur seiner Gedanken über die Herausforderungen und Chancen der Kooperation will ich das Thema angehen. Und an der „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen“ in Baden-Württemberg, die demnächst auf 50 Jahre ökumenische Zusammenarbeit zurückblicken kann, werde ich praktische Umsetzungen exemplarisch veranschaulichen.

### **I Der Ausgangspunkt: Ungleichheit**

Wie die Anfänge der ökumenischen Bewegungen so liegen auch die Anfänge der sozialen Bewegungen um die Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert. Für die Ökumene wird oft die Missionskonferenz 1910 in Edinburgh als Ausgangspunkt genannt. Die soziale Frage beginnt nach Richard Sennett im Jahr 1900 mit der Weltausstellung in Paris.<sup>2</sup> Dort wurde in einer Zusatzausstellung linker Aktivisten auf die „Soziale Frage“ aufmerksam gemacht. Als Grundprobleme wurden Ungleichheit und Unterdrückung genannt. Als deren

---

<sup>1</sup> SENNETT, RICHARD: Zusammenarbeit. Was unsere Gesellschaft zusammenhält, Berlin/München 2012 (Originaltitel: Together. The Rituals, Pleasures and Politics of Cooperation, Yale University Press, New Haven/London 2012).

<sup>2</sup> A. a. O. 55.

Verursacher wurden der Kapitalismus und die industrielle Revolution identifiziert. Die Veranstalter konfrontierten ihre Besucher mit der Frage: Wie können wir eine andere, gerechtere Gesellschaft schaffen?

Die hier diagnostizierte soziale Ungerechtigkeit ist den Industrienationen, die in Paris ihre wissenschaftlichen, technischen und kulturellen Höchstleistungen präsentierten, einesteils unfreiwillig beschert worden durch die grundstürzenden Umwälzungen der industriellen Revolution und durch die damit vermeintlich unwillkürlich einhergehenden gnadenlosen Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus. Andererseits gilt, dass die so entstandene bzw. weiter vergrößerte Ungleichheit meist stillschweigend in Kauf genommen und auf beiden Seiten verinnerlicht wurde.

Vergleichbares könnte man über die konfessionellen Differenzen zwischen den Kirchen sagen. Die Reformation des 16. Jahrhunderts hat mit fälligen theologischen Unterscheidungen unfreiwillig zu kirchlichen Spaltungen und Trennungen in Europa geführt, die mit verhängnisvollen politischen Allianzen und in der Folge mit grausamen Kriegen einhergingen. Auch hierbei – oder genau dadurch – wurden die konfessionellen Unterschiede zunehmend verinnerlicht, die Konfessionsgrenzen weiter verhärtet und schließlich durch Mission und Kolonialismus in alle Welt exportiert.

Was aber kann man gegen die Ungleichheit, ihre Verinnerlichung und äußere Verhärtung tun? Solidarität muss an die Stelle gnadenlosen Macht- und Gewinnstrebens treten, um der daraus folgenden Verschärfung der sozialen Ungleichheit Einhalt zu gebieten. So lautete die Antwort aller sozialen, um mehr Gerechtigkeit bemühten Bewegungen.

## 2 Zwei verschiedene Ansätze

Doch auf die Frage „Wie können wir eine gerechtere, solidarische Gesellschaft schaffen?“ wurden schon in den Anfängen der sozialen Bewegungen zwei unterschiedliche Antworten gegeben – und in der Folge zwei verschiedene Wege eingeschlagen. Es gab eine Spaltung der Linken über der Frage, wie „Solidarität“ zu verstehen und zu verwirklichen sei. Richard Sennett macht in diesem Zusammenhang eine aufschlussreiche Unterscheidung. Die Alternative, sagt er, lautet: politisch oder sozial, Politik oder Sozialarbeit, Ideologie oder Praxis.<sup>3</sup>

Die *politische* Linke betrachtet das Problem der sozialen Ungleichheit „von oben“ und bearbeitet es zentralistisch. Zusammenarbeit ist für sie (nur) ein Mittel für das politische Ziel der gesellschaftlichen Einheit und Gleichheit. Macht ist mit Macht zu begeben, notfalls auch mit Gewalt.<sup>4</sup> Die *soziale* Linke versucht,

<sup>3</sup> A. a. O. 57-61.

<sup>4</sup> A. a. O. 61-68. „Solidarität“ verlangt dann radikale Disziplin und letztlich „die Aufgabe des Ich“ (Lenin; SENNETT, 61). Das rechtfertigt auch Krieg gegen andere Linke (Brudermord; vgl. Die

das Problem der sozialen Ungleichheit „von unten“ her zu verstehen und möglichst lokal zu bearbeiten. Zusammenarbeit ist hier zugleich Inklusion – und deshalb nicht nur Mittel, sondern Zweck. Gemeinschaftliches Handeln wird als verbindende Erfahrung angestrebt. „Solidarität“ muss dann dialogisch verstanden und von unten aufgebaut werden: durch Bildung, Gemeinschaft, soziale Unterstützung – soweit möglich in Gegenseitigkeit und Selbstorganisation (in Form von Bewegungen, Vereinen, Genossenschaften)<sup>5</sup>. Die handelnden Subjekte dieser Gemeinwesenarbeit sind nicht Politiker, sondern Sozialarbeiter, lokale Gewerkschafter, Kirchengemeinden.

Diese Unterscheidung ist vielleicht nicht auf den ersten Blick einleuchtend. Folgt man einem versteckten Hinweis bei Sennett, dann wird sehr klar, was er meint. Es ist die Linie, die von der Gemeinwesenarbeit Saul Alinskys (1909-1972) in Chicago zu Barak Obama und den Clintons führt.<sup>6</sup> Obama hat die von Sennett bezeichnete Spannung zwischen dem Sozialen und dem Politischen am eigenen Leib erfahren und in der eigenen Lebensgeschichte erlitten. Sein persönliches Zeugnis trifft und veranschaulicht sehr gut, was hier gemeint ist, etwa wenn er sein politisches Schlüsselerlebnis (political awakening) in der College-Zeit folgendermaßen kommentiert:

„But that didn't mean I believed in politics ... What did capture my attention was something broader and less conventional – not political campaigns but social movements, where ordinary people joined together to make change ... true democracy ... not as a gift from on high, or a division of spoils between interest groups, but rather democracy that was earned, the work of everybody. The result was not just a change in material conditions but a sense of dignity for people and communities, a bond between those who had once seemed far apart.“<sup>7</sup>

Seine „community organizing years“, nach dem College-Abschluss, in der Sozialarbeit in Chicago charakterisiert er – ebenfalls ohne die inneren Konflikte zu verschweigen – so:

„grassroot work that brought ordinary people together around issues of local concern“ – The „conflict I was feeling: between working for a change within the system and pushing against it; wanting to lead but wanting to empower people to make change for themselves; wanting to be in politics but not of it.“

---

Kritik von Marx am Gothaer Programm). Die politische Linke setzt auf zahlenmäßige Stärke, straffe Führung und hierarchische Organisation (vgl. SENNETT, 62f.). Nach außen vermittelt sie das Bild der „Einheitsfront“, innen toben freilich Grabenkämpfe.

<sup>5</sup> Als Beispiele nennt und beschreibt Sennett: „Settlement Houses“, „Nachbarschaftsheimen“, Gemeinschaftshäuser, Arbeiterheime (z. B. *Hull House*, *Toynbee Hall*, *Cabrini Green*). In Paris wurden als amerikanische Beispiele Werkstätten gezeigt (SENNETT, 66; *Hampton 1861* und *Tuskegee Institute 1881*; vgl. SENNETT, 81 ff.). Für die europäischen Wurzeln wird auf Robert Owen (Rochdale-Prinzipien 1844: Gleichheit, Partizipation, Kooperation) hingewiesen (SENNETT, 67).

<sup>6</sup> Vgl. SENNETT, 74.

<sup>7</sup> OBAMA, BARAK: *A Promised Land*, London/New York 2020, 11; die folgenden Zitate: a. a. O. 14, 21, 41.

Das Ideal seiner späteren politischen Tätigkeit heißt folglich „bridge-building politics“ und versucht diese inneren und äußeren Spannungen zu überbrücken: „a politics that bridged America’s racial, ethnic, and religious divides, as well as the many strands of my own life“. Die Art und Weise wie Barak Obama sich der Unvereinbarkeit der beiden Wege bewusst war und in diesem Bewusstsein dennoch versuchte, Sozialarbeit und Politik miteinander zu verbinden, veranschaulicht eindrucklich, worin die Unterschiede der beiden Ansätze liegen. Beide Zugänge und Richtungen gibt es auch im Bereich der Ökumene. Um zu verstehen, was ökumenische Zusammenarbeit ist – oder sein kann – ist es wichtig, diese verschiedenen Ansätze zu unterscheiden.

Alle ökumenischen Bemühungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden durch die beiden Weltkriege – sowie die sie auslösenden und aus ihnen hervorgehenden Verfeindungen zwischen den beteiligten Nationalstaaten und Bündnis-Blöcken – jäh unterbrochen und weit zurückgeworfen. Die Kriegsfolgen Flucht und Vertreibung verschärften die Ungleichheit in vielen ehemals konfessionell einheitlichen Gebieten noch überdies. Dass 1948 dennoch – nach vielerlei Vorläufen und mehreren Anläufen – in Amsterdam so kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs der „Weltweite Ökumenische Rat der Kirchen“ (WCC/ÖRK) gegründet werden konnte, ist bemerkenswert.<sup>8</sup> Es beruht zum einen darauf, dass die Kirchen, wie sehr sie sich in die Verfeindungen zwischen den Nationalstaaten und ihren politischen Führungen auch hatten hineinziehen lassen, nun umso mehr um Versöhnung bemüht waren. Zum anderen aber auch auf der Tatsache, dass gerade die Grenzerfahrungen des Krieges und der Gefangenschaft „oft Menschen unterschiedlicher Konfessionen einander näher gebracht“ hatten.<sup>9</sup> Dass die Deutschen so bald nach 1945 wieder in die ökumenischen Prozesse miteinbezogen wurden, beruht nicht zuletzt auf den internationalen Kontakten der „Bekennenden Kirche“.

Während im Vorfeld der Gründung des Weltweiten Ökumenischen Rates seit 1947 in vielen Ländern nationale „Kirchen-Räte“ (Councils of Churches/Con-

---

<sup>8</sup> Die historischen Wurzeln des Ökumenischen Rates der Kirchen liegen in den Studenten- und Laienbewegungen des 19. Jahrhunderts, der Weltmissionskonferenz 1910 in Edinburgh und in einer Enzyklika des orthodoxen Patriarchats von Konstantinopel aus dem Jahr 1920, in der die Schaffung eines „Kirchenbundes“ nach dem Vorbild des Völkerbundes vorgeschlagen wurde. 1937/38 beschlossen führende Persönlichkeiten von mehr als 100 Kirchen dann, einen Ökumenischen Rat der Kirchen zu gründen. Allerdings musste die Umsetzung dieses Beschlusses durch den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges um einige Jahre aufgeschoben werden. – Zu den Vorläuferorganisationen und -einrichtungen, die im Lauf der Jahrzehnte im ÖRK aufgegangen sind, zählen die Weltkonferenzen für „Glauben und Kirchenverfassung“ (Theologie, Sakramente, Anordnungen) und die Weltkonferenzen für „praktisches Christentum“ (soziale Dienste, internationale Angelegenheiten, Nothilfe), der Internationale Missionsrat (IMR), ein Weltbund der Kirchen für den Weltfrieden sowie ein Kirchenrat, der auf die Sonntagsschulbewegung des 19. Jahrhunderts zurückging (Quelle: ÖRK [www.oikoumene.org](http://www.oikoumene.org)).

<sup>9</sup> EHMANN, JOHANNES: in: *Ökumenische Wege in Geschichte, Gegenwart und Zukunft. 30 Jahre Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg 1973-2003*, Stuttgart 2003, 17.

seils d'Eglises) gegründet wurden, hat man in Deutschland am 10. März 1948 eine „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen“ (ACK) gegründet, um einige Monate später die Kirchen Deutschlands bei der Gründungsversammlung des ÖRK in Amsterdam (22. August bis 4. September 1948) gemeinsam vertreten zu können. Das Stichwort „Arbeit“ ist natürlich typisch deutsch. Gerade im kirchlichen Sprachgebrauch wurde traditionell fast jeder Bereich als „Arbeit“ bezeichnet (Jugendarbeit, Frauenarbeit, Männerarbeit, Kinderarbeit, Posaunenarbeit ...). Was auch immer historisch im Einzelnen zu diesem deutschen Sonderweg geführt hat, es lässt sich auf jeden Fall Folgendes daran ablesen: Auch in den Anfängen der ökumenischen Bewegung zeigt sich deutlich die Alternative oder zumindest die Spannung zwischen einem eher politischen und einem eher praktischen Zugang. Eine „Arbeitsgemeinschaft“ kommt mit einem geringeren politischen Vertretungsanspruch daher als ein „Rat“. Das war wohl auch der eigentliche Grund für die Wahl dieser schwächeren, mit weniger Macht ausgestatteten Organisationsform. Das Stichwort „Arbeitsgemeinschaft“ signalisiert jedoch andererseits das Potential zu einer – im Vergleich mit einem Rat – intensiveren praktischen Zusammenarbeit.

Natürlich lassen sich mehr als zwei Arten oder Ansätze von Ökumene unterscheiden. Man hat von der Ökumene der Dialoge und des Gottesdienstes, der Wahrheit, der Liebe und des Lebens, der Hände, der Herzen, des Geistes oder der Sendung gesprochen. Und zweifellos haben alle Aspekte ihre eigene Berechtigung und Bedeutung.<sup>10</sup> So auch die stärker repräsentativen oder medialen ökumenischen Aktivitäten – meist von Kirchenleitungen – auf einer eher politischen Ebene. Ich werde im Folgenden jedoch die Stärken des politisch gesehen vermeintlich schwächeren praktischen Ansatzes weiterverfolgen, sie an der ACK in Baden-Württemberg exemplarisch veranschaulichen und mich dabei weiter an Richard Sennett orientieren.

### 3 Drei Stärken des vermeintlich schwächeren praktischen Ansatzes

Sennett<sup>11</sup> definiert Kooperation „als handwerkliche Kunst“. Sie „erfordert die Fähigkeit, einander zu verstehen und auf einander zu reagieren, um gemeinsames Handeln zu ermöglichen“. Um auf diese Weise „einfühlsam mit anderen zusammenzuarbeiten“, braucht es „Empfänglichkeit gegenüber anderen, etwa die Fähigkeit, im Gespräch zuhören zu können“ (10).

So verstanden ist Kooperation ein „Austausch, von dem alle Beteiligten profitieren [...] um etwas zu schaffen, das sie allein nicht schaffen könnten“ (17).

---

<sup>10</sup> „Die Probleme des Umgangs mit Unterschieden sind so groß, dass es keine Einzel- oder Gesamtlösung geben kann“ (SENNETT, 17 [wie Anm. 1]).

<sup>11</sup> Seitenzahlen zu den folgenden Zitaten aus Sennett (wie Anm. 1) in Klammern.

Sie kann „individuelle Mängel ausgleichen“ (9), indem sie „versucht, Menschen zusammenzubringen, die unterschiedliche oder gegensätzliche Interessen verfolgen, die kein Bild von einander haben, verschieden sind oder einander einfach nicht verstehen“ (18) – „Menschen die anders sind“ (10).

Somit besteht die Herausforderung oder Anforderung an die Zusammenarbeitenden „darin, auf andere Menschen nach deren eigenen Bedingungen einzugehen“ (18). Das impliziert freilich ein praktisch permanentes Konfliktmanagement. Und so stellt sich die Frage, ob die dabei erforderliche Sensibilität denn eine „ethische Disposition“, ob sie eine „im Individuum verankerte Geisteshaltung“ ist. Sennett verneint dies: „In meinen Augen geht sie aus praktischem Handeln hervor.“ Zusammenarbeit ist also selbst die Werkstatt der Zusammenarbeit. Es ist erwiesen, sagt Sennett, dass eine „solche Kooperation soziale Gruppen über die Unbilden und Umbrüche der Zeit hinweg mit Kraft erfüllt“ (19). In mindestens dreierlei Hinsicht kann diese Kraft des vermeintlich schwächeren Ansatzes auch in der ökumenischen Zusammenarbeit erfahren werden:

### 3.1 Arbeitsgemeinschaft wurzelt in praktischer Zusammenarbeit an der Basis und schafft zugleich eine Basis für weitere Zusammenarbeit.

Die Geschichte der Entstehung von regionalen und lokalen ACKs in Deutschland ist ein schöner Beleg für diese Dynamik der Zusammenarbeit. Mit Regionalkonferenzen, die nach 1950 von der Ökumenischen Centrale (ÖC) in Frankfurt – also von der Bundes-Ebene aus – veranstaltet wurden, waren die Regionen nicht lange zufrieden<sup>12</sup>. In Baden-Württemberg war man schon damals überzeugt: „Die Kirchen *können* nicht nur, sie *müssen* zusammenarbeiten, da keine für sich allein den Anforderungen der Zeit an das Zeugnis und den Dienst der Christenheit genügen kann“. Diese Erkenntnis nimmt wesentliche Formulierungen der Charta Oecumenica (2001) um dreißig Jahre vorweg<sup>13</sup>. Und sie folgt exakt meiner an Richard Sennett orientierten Spur. So kam es in den frühen siebziger Jahren zunächst zur Gründung von ersten lokalen „Arbeitsgemeinschaften Christlicher Gemeinden“ (1969 Baden-Baden, 1970 Pforzheim) und dann zur Gründung sowohl von regionalen wie lokalen „Arbeitsgemeinschaften Christlicher Kirchen“: 1973 Baden-Württemberg; kurz vorher oder zeitnah Karlsruhe, Mannheim, Stuttgart, Freiburg. Heute gibt es auf dem Gebiet der ACK in Baden-Württemberg mehr als 80 örtliche ACKs – dazu mehr als ein Dutzend Ökumenische Arbeitskreise. Die regionale ACK versteht sich deshalb

<sup>12</sup> Vgl. dazu: Ökumenische Wege in Geschichte, Gegenwart und Zukunft. 30 Jahre Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg, 18. In dieser Zeit gab es bereits so etwas wie „Regionalgruppen“ bzw. Landesdelegationen innerhalb der ACK Deutschland – in Baden-Württemberg das „Ökumenische Komitee“, das aus (bilateralen) „Ökumene-Ausschüssen“ der beiden Landeskirchen und beiden Diözesen hervorging (ebd.).

<sup>13</sup> A. a. O. 23.

in erster Linie als ein Netzwerk lokaler ACKs, in dem sie von der regionalen Ebene aus für Kommunikation, Koordination, Impulse, Angebote und Weiterentwicklung sorgt.<sup>14</sup>

So wurzelt die Arbeit der ACK in Baden-Württemberg einerseits in der praktischen Zusammenarbeit der Gemeinden in den lokalen ACGs/ACKs in ihrem Bereich. Gleichzeitig entwickelte sie auf regionaler Ebene Formen und Einrichtungen der ökumenischen Zusammenarbeit, die nicht nur ihren Mitgliedskirchen, sondern ebenso auch den lokalen Arbeitsgemeinschaften zugutekommen. Mit vier ständigen Kommissionen<sup>15</sup> und zusätzlich fünf ebenfalls regelmäßig tagenden Fachgruppen<sup>16</sup> kann sie wichtige Fragen oder aktuelle Probleme aufgreifen und in multilateral ökumenischer Zusammenarbeit behandeln. Diese kontinuierliche Zusammenarbeit auf regionaler Ebene ist ihrerseits praktisch: nicht nur, wo sie, wie in Kommission „B“, die praktische lokale Ökumene selbst zum Thema hat, sondern insgesamt dadurch, dass sie Veranstaltungen<sup>17</sup> und Publikationen<sup>18</sup> hervorbringt, die den Kirchen und Gemeinden sowie den ACKs an allen Orten und auf allen Ebenen zugutekommen.

---

<sup>14</sup> Siehe [www.ack-bw.de](http://www.ack-bw.de) – Im badischen Landesteil sind aufgrund einer Rahmenvereinbarung (2004) zwischen der Evangelischen Landeskirche in Baden und der Erzdiözese Freiburg an weiteren ca. 90 Orten bilaterale „Gemeinde-Partnerschaften“ geschlossen worden. Diese Parallelstruktur stellt zwar quantitativ eine erfreuliche Ergänzung dar, läuft jedoch dem Netzwerkgedanken zuwider und ist nur mühsam für multilaterale Ökumene zu öffnen.

<sup>15</sup> Aus ursprünglich sechs wurden bis 2003 insgesamt neun Kommissionen. Durch eine Reform im Jahr 2006 sind daraus folgende vier Kommissionen hervorgegangen: A: Theologie und ökumenische Spiritualität; B: Praktische Ökumene am Ort; C: Ökumenische Diakonie; D: Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.

<sup>16</sup> Anfangs wurden sie als „Arbeitsgruppen“ bezeichnet. Aufgrund der regionalen Verbundenheit mit dem Elsass wurde früh eine „Deutsch-Französische Kontaktgruppe“ eingerichtet. Aus der Fachgruppe „(Sekten und) Weltanschauungsfragen“ gingen mit der Zeit zusätzlich die Fachgruppe „Begegnung mit dem Islam“ und die Fachgruppe „Neue Bewegungen – Junge Kirchen – Unabhängige Gemeinden“ hervor. Die Arbeitsgruppe „Orthodoxie“ wurde nach 2003 nicht fortgesetzt.

<sup>17</sup> ACK-Jahrestagungen (ab 2001, in Kooperation mit den Kirchlichen Akademien, vorher „Konsultationstagungen“); Fachtage; Jährliches Ökumenisches Forum „Neue Bewegungen, Junge Kirchen, Unabhängige Gemeinden“ (seit 1996); Ökumenischer Tag der Schöpfung (seit 1999!); Ökumenische Friedensdekade; jährliches Ökumenisches Hausgebet im Advent. – Und in größeren Abständen auch gemeinsame Reisen: Kreta, Istanbul, Heiliges Land, Genf, Armenien, Rom.

<sup>18</sup> Eine Liste der Publikationen der ACK-BW findet sich auf [www.ack-bw.de](http://www.ack-bw.de) – Angefangen bei einem seit 2000 vielfach nachgedruckten und 2016 neu aufgelegten „Ökumenischen Liederbuch zur Bestattung“ und etlichen Handreichungen zum Themenbereich Krankheit, Leiden, Sterben, Alter, Tod, Trauerbegleitung und Gedenken (auch zum 9. November) sind folgende Themen vertreten: „Was wir gemeinsam tun können“; „Miteinander beten, singen und Gottesdienst feiern“; „Migration und Gemeinde“; Frieden und Gerechtigkeit (auch im Heiligen Land); Bewahrung der Schöpfung; Christlich-Islamischer Dialog.

### 3.2 Praktische Zusammenarbeit ist und bleibt stets auch Arbeit an der Zusammenarbeit.

Die Arbeit an der Zusammenarbeit – sie zu ermöglichen, zu stärken, zu pflegen – ist selbst Teil der Zusammenarbeit. Umgekehrt trägt praktizierte Zusammenarbeit stets zu ihrer eigenen Stärkung und Zukunftsfähigkeit bei. Denn der Ausgangspunkt ist auf allen Ebenen eine vielfach geschwächte oder beeinträchtigte Kooperation. Wird dagegen nichts unternommen, droht Stagnation oder gar eine weitere Erosion der Zusammenarbeit sowie der Rückzug möglicher Partner. Bei aller Stärkung und Pflege der Zusammenarbeit gibt Sennett zu beachten, dass „Konkurrenz und Kooperation ein fragiles Gleichgewicht“ bilden. „Austauschbeziehungen“ und ihre Rituale können zwischen Kooperation und Konkurrenz vermitteln.<sup>19</sup> Dabei geht es stets um Geben und Nehmen – nicht bloß um Kosten und Nutzen.<sup>20</sup>

Ein Teil der Arbeit an der ökumenischen Zusammenarbeit ist die Arbeit am Bewusstsein dafür, dass es (auch) bei uns nicht nur die Konkurrenz zwischen zwei Konfessionen gibt, sondern über „Evangelisch“ und „Katholisch“ hinaus eine große Vielzahl und Vielfalt christlicher Kirchen. In Deutschland dominieren zwar im Gefolge der Reformation „zwei große Kirchen“ – so der übliche Sprachgebrauch – das Bild im öffentlichen Bewusstsein und der medialen Darstellung. Und tatsächlich beschreibt die Charakterisierung dieser „Parität“ ganz grob die wesentliche Differenz unserer Konfessionslandschaft gegenüber derjenigen von Ländern mit dominanten Mehrheiten (z. B. Italien, Frankreich, Spanien, Polen / Skandinavien / Griechenland, Russland) oder sehr pluralen Verhältnissen (USA).

Doch ist die Rede von „den zwei Kirchen“ schon in sich nicht präzise: „katholisch“ ist nicht gleich „römisch-katholisch“ und die „evangelischen“ Landeskirchen sind nicht nur untereinander sehr verschieden, sondern haben viele evangelische Freikirchen neben sich. Die verkürzte Redeweise deckt auch längst nicht die ganze Realität ab, sondern unterschlägt eine Vielzahl von Kirchen und Konfessionen, die zwar hierzulande einen kleineren Anteil ausmachen, weltweit

<sup>19</sup> Vgl. SENNETT, 94, 103 ff. (wie Anm. 1).

<sup>20</sup> Selbst (1.) ein Geben *ohne Gegenleistung* (Altruismus) kann praktischen Nutzen haben (SENNETT, 105). Ein Austausch findet dennoch statt (SENNETT, 106); und als Belohnung gibt es Zufriedenheit oder Aggressionsdämpfung. – (2.) Beim Austausch *auf Gegenseitigkeit* (Win-Win) gilt: „jeder hat etwas davon“ (Sennett, 108 f.). – (3.) *Differenzierende* Austauschbeziehungen sind die Domäne der Dialogik (SENNETT, 112 f.). Um sie geht es in unserem Zusammenhang vor allem. – (4.) Bei *Nullsummenspielen* ist der Gewinn der einen Person der Verlust der anderen (SENNETT, 118), z. B. in der Schule, auf dem Sportplatz, im Berufsleben. Hier waltet die Konkurrenz, ohne auf Kooperation ganz zu verzichten (Regeln werden vereinbart, der Verlierer wird nicht zerstört). – (5.) Die Logik des *Monopols* lautet: „The winner takes it all“ ... „Ich bekomme alles und du bist vernichtet“. Sie gilt für „Spitzenprädatoren“ an der Spitze der Nahrungskette, ohne ebenbürtige Konkurrenten (Wölfe, Alligatoren), die sich nehmen, was sie wollen und (auch im Geschäftsleben) ihre Konkurrenz eliminieren (SENNETT, 121 f.).

oder in ihrem Stammland jedoch alles andere als klein sind – wie Orthodoxe, Methodisten, Baptisten oder Pfingstkirchen.

Dies immer neu bewusst zu machen und die „hierzulande kleineren“ Kirchen besser sichtbar zu machen, ist freilich keineswegs nur eine Arbeit nach außen, am öffentlichen Bewusstsein oder den medialen Darstellungen. Vielmehr ist es gleichzeitig eine bleibende Aufgabe der Arbeit am Bewusstsein und den Sprachgewohnheiten der Kirchen selbst – sowie an ihrem Verhältnis zueinander.

Sennett bringt eindrückliche Beispiele, an denen deutlich wird, wie die Praxis der Zusammenarbeit mit ihren informellen Gewohnheiten hilft, die Hürden der Kooperation abzubauen: Wie schon in den mittelalterlichen Zünften endete im *Hampton* und im *Tuskegee Institute* „jeder Tag mit Gebeten, in denen man auf die Leistungen der einzelnen Schüler hinwies“. Diese Riten hoben „den besonderen Beitrag hervor, den jeder Einzelne für das Wohl der Gemeinschaft geleistet hatte“. Die Würdigung dessen, „dass jeder etwas anderes zu bieten hatte, [... half], das ‚ätzende Gerede von besser oder schlechter‘ zu überwinden, diese ätzende Säure der personalisierten Konkurrenz, die der neidvolle Vergleich darstellt. Das stärkte die Kooperation“.<sup>21</sup> Auf die ökumenische Zusammenarbeit ist das nicht schwer zu übertragen.

Aus der multilateralen Sicht der ACK lässt sich bis heute beobachten, dass die „großen Kirchen“ (in Baden-Württemberg zwei je Landesteil, also zusammen „vier Kirchen“) dazu neigen, sich desto machtorientierter und den anderen ACK-Mitgliedskirchen gegenüber unsolidarischer zu positionieren oder zu verhalten, je politischer die Thematik ist, um die es geht.

Jahrhunderte lang haben die staatlich anerkannten Kirchen in Europa andere Kirchen und Religionsgemeinschaften unterdrückt oder an den Rand gedrängt. Sie sind stark geworden auf Kosten der Minderheiten. Statt Solidarität herrschte Verdrängung und auch Verfolgung. Die Verletzungen sind bis heute spürbar. Nur eine Heilung der Erinnerungen kann die Türen zu einer echten ökumenischen Solidarität aller Kirchen öffnen. Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen hat genau diese multilaterale ökumenische Zusammenarbeit als Aufgabe erkannt und sich zum Ziel gesetzt. Jede einzelne Kirche kann dann ihre besonderen Gaben und Stärken einbringen, wenn die ökumenische Zusammenarbeit von Solidarität getragen und geprägt ist.

Auch hier zeigt sich, dass der politische Ansatz, selbst wo er der „stärkere“ zu sein scheint, noch lange nicht der bessere sein muss. Gegen die politischen Verlockungen der Macht<sup>22</sup> hilft nur die Arbeit an der Zusammenarbeit – als Teil der Zusammenarbeit.

<sup>21</sup> SENNETT, 116 f. (wie Anm. 1).

<sup>22</sup> Wie subtil, wie schwierig zu entlarven und wie folgenschwer diese sein können, macht eine Unterscheidung deutlich, die Sennett in diesem Zusammenhang herausarbeitet: die zwischen praktischer Kooperation und politischer Koalition (SENNETT, 68 ff.). Hinterzimmerverhandlungen (SENNETT, 69) und gesichtswahrende (SENNETT, 71) Kompromisse in den oberen Rängen sind von außen nicht zu durchschauen („geheimer Pakt“) und führen so zum Verlust der Verbindung der Führung zur Basis. Die katastrophale Folge: Eine Entfremdung zwischen den

### 3.3 Eine Gemeinschaft wird dadurch zur Arbeitsgemeinschaft, dass sie gemeinschaftlich nach dem fragt, „was wir gemeinsam tun können“.

Dadurch ist sie einerseits stets fokussiert auf das gegenwärtig schon Mögliche und Machbare. Gleichzeitig fragt sie jedoch auch immer darüber hinaus nach aufscheinenden zukünftigen Gemeinsamkeiten und weitergehenden Möglichkeiten. Umgekehrt verliert, wer so fragt, auch über weitgespannten Hoffnungen nicht den Realitätssinn für die tagtäglichen Aufgaben und ihre Bedeutung. Die Auslegung und Inanspruchnahme der Basisformel des Ökumenischen Rates durch regionale und lokale ACKs ist ein schönes Beispiel für diese Dynamik einer zur Dienstgemeinschaft berufenen Glaubensgemeinschaft: Die „sichtbare Einheit im einen Glauben und in der eucharistischen Gemeinschaft“ (ÖRK) ist und bleibt das – noch längst nicht erreichte – Ziel aller ökumenischen Bemühungen, auf das hin *schon jetzt* im „gemeinsamen Zeugnis und Dienst“ konkrete Schritte unternommen werden können. Diese Art der Arbeitsgemeinschaft hat ihre Stärke darin, dass sie, nach dem fragend, „was wir gemeinsam tun können“, beim jetzt schon praktisch Umsetzbaren ansetzt, ohne dabei den weiten Horizont ihrer hohen Berufung aus den Augen zu verlieren – aber auch ohne einer lähmenden Utopie oder der Frustration anheimzufallen.

Dass sich dabei in den letzten Jahren die Begründungspflicht umgekehrt hat, ist ein weiterer Beweis für die Stärke dieses Ansatzes. Heute gilt ökumenisch: Nicht, wenn wir etwas gemeinsam tun, bedarf dies einer Begründung, sondern, wenn wir es nicht gemeinsam tun.

## 4 Warum muss Zusammenarbeit geboten, gestärkt und gefördert werden?

### 4.1 Gegenteil

Zunächst einmal schlicht deswegen, weil auch das Gegenteil von Kooperation eine leider sehr weit verbreitete Realität ist. Richard Sennett nennt die der Zusammenarbeit entgegengesetzte Haltung „Tribalismus“ (von engl. „tribe“ = Stamm, Sippe). Aus deren Sicht gilt „Wir gegen sie“. Die anderen sind unsere Widersacher. Die natürliche und auch lebensnotwendige vertraute Umgebung („tribale Einheit“) wird so zur regressiven Gegenwelt, zum aggressiven Wider-

---

Eliten und den einfachen Leuten mit Ressentiments auf beiden Seiten („die da oben“ – „die da unten“). Koalitionen bekommen dann eine „Aura der Verschwörung“ („... stecken alle unter einer Decke“; SENNETT, 73 f.), weil sie den einfachen Leuten sowohl ihre Rechte als auch ihren Respekt geraubt haben. „Wenn Reformen von oben diktiert werden, bleibt die Gleichheit auf der Strecke. Und wenn man die Gleichheit schwächt, wird Solidarität zu einer Abstraktion“ (SENNETT, 74).

sacher der gesellschaftlichen Realität und Komplexität.<sup>23</sup> „Tribalismus verbindet Solidarität gegenüber solchen, die einem ähnlich sind, mit Aggression gegen solche, die anders sind“. Schlimmer noch: Tribalismus lebt davon, dass man zu kennen glaubt, was man gar nicht kennt. Das gilt für die „eigenen“, die man für ähnlich hält wie für die „anderen“, die man als fremd bezeichnet. Tribalismus nährt solche Stereotypen – und nährt sich von ihnen. Nur echte, gute Erfahrungen von und mit Andersartigkeit können diese Stereotypen auflösen.<sup>24</sup>

Das dem gesellschaftlichen Tribalismus entsprechende Gegenteil von Ökumene heißt „Konfessionalismus“.

Seit der Reformation gelten in der westlichen Christenheit verschiedene Bekenntnisse und machen die Kirchen zu „Konfessionen“. Durch das Gegenüber zu den reformatorischen Kirchen seit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) ist auch die Römisch-katholische Kirche in Europa de facto eine von mehreren Konfessionen. Damit beginnt das Zeitalter des Konfessionalismus. Später werden auch die orthodoxen Kirchen der östlichen und orientalischen Christenheit als eigene Konfession verstanden. Freikirchen werden erst möglich mit dem Ende des (auch 1648 noch gültigen) „Religionsmonopols“ der drei Konfessionen (katholisch, lutherisch, reformiert): durch staatlich gewährte Religionsfreiheit ab dem späten 17., im 18. und 19. Jahrhundert. Die damit entstehende Konkurrenz von Seiten der „Denominationen“ markiert den Anfang der Krise der Konfessionen.

Konfessionalismus wird spätestens da zum Problem, wo die eigene vertraute Religiosität oder Kirchlichkeit – mit den genannten Stereotypen einhergehend – zur Fluchtburg oder zum Angriffsposten gegen Andersgläubige und letztlich zum Herrschaftsanspruch aufgerüstet wird. Über die Parallele zum Tribalismus hinaus kommt verschärfend hinzu, dass Konfessionalismus sich mit Tribalismus verbinden und dadurch verstärken kann. Die Religion ist in diesem Fall tatsächlich Teil des Problems. Die gute Nachricht jedoch ist, dass – gerade im Ernstfall – die christliche Religion zugleich Teil der Lösung sein kann, weil sie selbst Ressourcen und Kräfte, Erfahrungen und Orientierungen bereithält, die aus der Sackgasse von Unkenntnis und Verurteilung herausführen können.

Zusammenarbeit über Unterschiede hinweg ist hier wie da alles andere als selbstverständlich. Sie ist gegenüber Konfrontation und Entfremdung das eher Unwahrscheinliche. Allein deshalb ist sie geboten, muss gefördert und gepflegt werden.<sup>25</sup>

<sup>23</sup> Aristoteles: „Der Staat (als ein Zusammenkommen von Menschen aus verschiedenen Familien oder Sippen ...) besteht ... aus vielen Menschen, die der Art nach verschieden sind“ (zitiert bei Sennett, a. a. O.).

<sup>24</sup> Vgl. SENNETT, 16 f. (wie Anm. 1).

<sup>25</sup> Dass heute mit der Krise der Institutionen und großen Organisationen (samt ihrer Mitgliedschaftslogik) auch das Ende der Denominationen anzubrechen scheint, steht auf einem anderen Blatt. Bezugsgröße ist für viele einfach nur die Gemeinde. Weder Konfession noch Denomination greifen noch als wahlentscheidend oder identitätsstiftend. Relevant für Identität, Zugehörigkeitsgefühl, Teilnahmeverhalten und Mitwirkungsbereitschaft sind immer weniger die dog-

## 4.2 Schwächung

Doch es gibt noch mehr Gründe. Richard Sennett nennt zunächst die *Schwächung* der Kooperationsfähigkeit – „Dequalifikation“. Menschen können die vorhandene „Fähigkeit, mit hartnäckigen Unterschieden umzugehen“ verlieren. Dabei spielen verschiedene soziale, kulturelle und institutionelle Faktoren eine Rolle: zunehmende strukturelle *Ungleichheit* und daraus resultierende soziale *Distanz* zwischen Eliten und Masse; Veränderungen in der Arbeitswelt (Silo-Effekt, wenig Zeit miteinander) und daraus resultierende *Isolation*; schließlich: Rückzug oder Assimilation im Umgang mit Ängsten.<sup>26</sup>

Der sozialen „Isolation“ entspricht auf das Verhältnis der Kirchen zueinander angewendet die „Absonderung“ einer Gemeinschaft von den anderen, wodurch sie zu einer „Sondergemeinschaft“ wird. Der fehlende Kontakt und die fehlenden Austauschbeziehungen verstärken die Entwicklung einer Sonderexistenz und von Sonderlehren. Ausgrenzung durch die anderen und eigene Abgrenzung von den anderen stabilisieren sich gegenseitig. – Ein überzeugendes Beispiel dafür, dass durch die Aufnahme von Kontakt und den Aufbau von Austauschbeziehungen eine gegenseitige Öffnung und Anerkennung vollzogen werden kann, die ökumenische Zusammenarbeit möglich macht und stärkt, ist der Weg der Neuapostolischen Kirche zur Ökumene hin (seit den 1990er Jahren) und der Prozess (2001–2017/19) ihrer Aufnahme in die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, bei dem die ACK in Baden-Württemberg eine wesentliche Rolle spielte.

Sennett zeigt, wie die Erosion der sozialen Beziehungen das „soziale Dreieck“ (bestehend aus verdienter *Autorität*, wechselseitigem *Vertrauen* und *Solidarität* in der Krise) zerstört.<sup>27</sup> Dabei würde gerade diese Beziehungsebene der Gesellschaft mit ihren informellen Riten und Austauschbeziehungen zum Ausgleich sozialer Spannungen und zur Bewältigung von Krisen dringend gebraucht.<sup>28</sup> Ohne verdienten Respekt, ehrlichen Austausch und gegenseitiges Einspringen füreinander sind Zusammenhalt und Zusammenarbeit nicht möglich – und können Institutionen nicht bestehen. „Krisenhafte Augenblicke [...] enthüllen

---

matisch-konfessionellen Kategorien eines Bekenntnisses, sondern zunehmend Faktoren wie: Beziehung, Gemeinschaft, Lebensweltbezug; Kultur, Style, Musik; Milieu, Mentalität, Mindset; Generation oder Lebensform. Inwieweit das eher Gefahren oder Chancen für die Ökumene birgt, muss sich erst noch erweisen.

<sup>26</sup> Vgl. SENNETT, 20–22 (wie Anm. 1).

<sup>27</sup> (1.) Kurzfristigkeit zerstört Zusammenhang; (2.) Isolation zerstört Beziehung; (3.) Neid zerstört Vertrauen; (4.) Macht verdrängt Autorität. – Diese zersetzenden Faktoren, die Sennett in der modernen Arbeitswelt diagnostiziert (SENNETT, 201–240), lassen sich, wie gezeigt, mühelos auf kirchliche und zwischenkirchliche Verhältnisse übertragen.

<sup>28</sup> Stattdessen machen die individuellen und psychischen Folgen der sozialen Erosion die Lage noch schlimmer und schwächen die Kräfte der Kooperation noch weiter (SENNETT, 241 ff.). Sennett diagnostiziert einen angstgeleiteten Rückzug des Einzelnen aus der Verantwortung ins Privatleben, der sowohl in Narzissmus und Selbstgefälligkeit umschlagen kann wie in eine Obsession, sich selbst beweisen zu müssen. „Wenn ich mich selbst beweisen muss, haben andere neben mir keinen Platz“ (SENNETT, 262).

die Zerbrechlichkeit formaler Organisation und umgekehrt die Stärke informeller Zusammenarbeit“.<sup>29</sup> Das hat uns Corona in aller Deutlichkeit bestätigt.

### 4.3 Übung

Die ursprüngliche Ausbildung der menschlichen Kooperationsfähigkeit lässt sich bis in die frühe Kindheit zurückverfolgen, beginnend beim Stillen. Stimulation und Reaktion, Antizipation und Gegenseitigkeit sind dabei wesentliche Faktoren erster Erfahrungen der Interaktion mit Unterschied und Komplexität. Hinzu kommen Nachahmung, Frustration und Wiederholung.<sup>30</sup> Nur durch Übung kommt es zur Ausbildung von Routinen. Dabei bilden Reflexion und Revision die Grundlage zur Aushandlung von Spielregeln. Und wie sich *Kooperationsfähigkeit* im Erproben mit anderen herausbildet, so geschieht auch *Individuation* durch Kooperation und Dialog mit anderen.<sup>31</sup>

Die Bedeutung dieser „Dialogik“ – einer „Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit für andere Menschen“ – veranschaulicht Sennett am gemeinsamen Musizieren und Proben als einer dialogischen Kommunikation par excellence und als Modell für die Fähigkeit des Zuhörens. Indem die Musizierenden aufeinander achten müssen und auf Kommunikation angewiesen sind, wird Kooperation „von Grund auf entwickelt“.<sup>32</sup>

Hierbei macht Sennett einige wesentliche Unterscheidungen: Um sein Verständnis von Dialog näher zu bestimmen, unterscheidet er davon die *Dialektik*, deren Ziel es ist, zu einem „gemeinsamen Verständnis“ eines strittigen oder unklaren Gegenstands zu kommen. Demgegenüber geht es im *Dialog* zunächst darum, sich seiner eigenen Sicht bewusst zu werden und die Sicht des anderen zu verstehen – kurz: um „Verständnis für einander“.<sup>33</sup> Für die verschiedenen Aufgaben und Ebenen der Ökumene ist diese Unterscheidung ausgesprochen erschließend.

Der im Dialog angestrebten Öffnung füreinander entspricht eine gewisse Indirektheit in der Kommunikation, die Sennett am sprachlich-rhetorischen Phänomen des *Konjunktivs* veranschaulicht: Er lässt Dinge offen, schafft Raum für Mög-

---

<sup>29</sup> SENNETT, 209 (wie Anm. 1).

<sup>30</sup> Vgl. a. a. O. 23-25.

<sup>31</sup> Vgl. a. a. O. 27 ff.; Die frühkindlich geübte Kooperationsfähigkeit wird jedoch – so Sennett – durch das Bildungssystem und durch die Jugendkultur sehr bald wieder geschwächt: In der Schule wird weithin durch frühe Selektion (statt Mischung) und Spezialisierung (statt breiterer Bildung) die Ungleichheit verstärkt und den Kindern aufgezwungen (SENNETT, 187). Durch die Kommerzialisierung von Beziehungen in der von sozialen Netzwerken dominierten Jugendkonsum-Kultur wird die Ungleichheit weiter verinnerlicht (SENNETT, 192 ff.) und die Kooperationsfähigkeit weiter geschwächt.

<sup>32</sup> Vgl. SENNETT, 29-32 (wie Anm. 1).

<sup>33</sup> Vgl. SENNETT, 34 ff.; In diesem Kontext warnt Sennett jedoch vor falschverstandener „Empathie“ im Sinne allzu schneller Umarmung oder allzu großer Identifikation mit dem Gesprächspartner – und empfiehlt eine eher nüchterne und geduldige „Sympathie“ (37 ff.).

lichkeiten, für Experimente im Dialog. Auch hier scheint eine bedeutende Chance der ökumenischen Zusammenarbeit über konfessionelle Grenzen hinweg auf. Sie lässt uns „mit anderen zusammen sein, ohne sein zu müssen wie sie“.<sup>34</sup>

#### 4.4 Hindernisse

Doch wird die Kooperation nicht nur durch die oben genannten (sozialen und kulturellen) Hemmnisse geschwächt. Auch starre Institutionen und Bürokratien gehören von jeher zu den Hindernissen des Dialogischen. „Die Kooperationsfähigkeit der Menschen ist weitaus größer und komplexer, als die Institutionen dies zulassen“.<sup>35</sup> In einer modernen Gesellschaft, die stark durchrationalisiert und an der Dialektik orientiert ist, können sich sogar informationstechnische Instrumente als Hindernisse dialogischer Kooperation erweisen.<sup>36</sup> Lange vor Corona hat Richard Sennett auf die Grenzen und Schwächen der Online-Kooperation (damals mit dem Programm „Google Wave“) hingewiesen.<sup>37</sup> Ein ganz auf das dialektische Modell ausgerichtetes Tool für Online-Kommunikation schwächt den dialogischen Austausch. Denn eine dialektisch-lineare Struktur blendet Kontexte aus und wird der Komplexität der Phänomene nicht gerecht. Dazu braucht es Spielräume für Experimente, Entdeckungen, Assoziationen,<sup>38</sup> auch für Sackgassen und unerwartete Ergebnisse. Informations-Technologie kann also – wie starre Institutionen – Kommunikation, Interaktion und Kooperation behindern.<sup>39</sup>

#### 4.5 Arbeit an der Zusammenarbeit

Angesichts all dieser Schwächungen und Hindernisse ist – und bleibt – Zusammenarbeit also stets Arbeit an der Zusammenarbeit: an ihrer Stärkung, Förderung und Gestaltung. Sowohl diese Erkenntnis wie auch ihre Konsequenzen sind direkt auf die ökumenische Zusammenarbeit anwendbar.

Seit ihrer Gründung im Jahr 1973 ist die ACK in Baden-Württemberg eine Plattform für die ökumenische Zusammenarbeit von Kirchen. Anfangs waren es 11, heute sind es 26 Mitgliedskirchen. Und jede hat – unabhängig von ihrer Größe oder Stärke – eine Stimme. In der Delegiertenversammlung der ACK-BW ist jede Mitgliedskirche durch zwei Delegierte vertreten, die gemeinsam eine Stimme haben.<sup>40</sup> Diese Art multilateraler Arbeitsgemeinschaft ist möglich auf einer

<sup>34</sup> A. a. O. 41.

<sup>35</sup> A. a. O. 49; unter Bezugnahme auf Amartya Sen.

<sup>36</sup> Vgl. a. a. O. 47 ff.

<sup>37</sup> Vgl. a. a. O. 42 ff.

<sup>38</sup> Vgl. a. a. O. 46.

<sup>39</sup> Vgl. a. a. O. 47 f.

<sup>40</sup> Für die Liste der Mitgliedskirchen: [www.ack-bw.de](http://www.ack-bw.de) – Eine kleine Besonderheit unterstreicht, wie sehr es hier um Zusammenarbeit geht, nicht nur um Mitgliedschaft: Was andernorts „Gastmitgliedschaft“ genannt wird, heißt in der ACK-BW „beratende Mitwirkung“.

ganz elementaren Basis: die Bibel als Gottes Wort; das trinitarische Bekenntnis zu Gott als Schöpfer, Erlöser und Vollender; Jesus Christus als Herr der Kirche und Heiland der Welt; und sein Ruf zum gemeinsamen Zeugnis.<sup>41</sup> Die darin gründende christliche Ökumene lebt von der praktizierten Zusammenarbeit und dem dadurch wachsenden Vertrauen zwischen den Kirchen.

Auf der Grundlage der gemeinsamen Berufung, inneren Verbundenheit und gegenseitigen Verpflichtung<sup>42</sup> können die Kirchen miteinander auch nach außen tätig und wirksam werden – mit einer Stimme sprechen. In aller Verschiedenheit sind sie gemeinsam ein gefragter und kompetenter Gesprächspartner für andere Religionsgemeinschaften und zivilgesellschaftliche Akteure oder staatliche bzw. politische Instanzen. Die Kirchen können ihren verfassungsgemäßen Auftrag an der Gesellschaft nur gemeinsam erfüllen.

Schon 1992 hat die ACK-BW eine ökumenisch besetzte Fachgruppe für die Begegnung mit dem Islam eingerichtet. Sie erarbeitet Orientierungshilfen zu Grundlagen des Dialogs („Christen begegnen Muslimen“, 2003/06/08) und zu aktuellen, auch strittigen Fragen („Können Christen und Muslime miteinander beten?“, 2018). Seit 2011 treffen die Mitglieder dieser Fachgruppe sich regelmäßig zum interreligiösen Dialog in einem Christlich-Muslimischen Theologischen Gesprächsforum mit Vertretern der wichtigsten islamischen Verbände in Baden-Württemberg. Aus dieser Zusammenarbeit ging 2016 ein „Gemeinsames Wort zum Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit“ hervor. Es wurde sowohl als deutschsprachige wie als zweisprachige türkisch-deutsche Ausgabe gedruckt und steht in mehreren weiteren Sprachen zur Verfügung.<sup>43</sup>

Fazit: Ökumenische Zusammenarbeit macht tiefer reichende und dann auch weiter gespannte Zusammenarbeit möglich.<sup>44</sup>

---

<sup>41</sup> Das Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel (381); die Basisformel des ÖRK; Joh 17,21; Eph 4,4.

<sup>42</sup> Die für diese ökumenische Zusammenarbeit heute verbindlichen Selbstverpflichtungen der Kirchen sind formuliert in der: Charta Oecumenica. Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa, hg. von der Konferenz Europäischer Kirchen und vom Rat der Europäischen Bischofskonferenzen, 2001.

<sup>43</sup> [www.gemeinsames-wort.info](http://www.gemeinsames-wort.info).

<sup>44</sup> An dieser Stelle müssen zwei Missverständnisse angesprochen werden. Erstens: Was landläufig als „interreligiöser Dialog“ bezeichnet wird, spielt sich zu einem großen Teil auf der politischen Ebene ab und ist schlicht auf gesellschaftliche und kulturelle Integration ausgerichtet. Das Christlich-Muslimische Theologische Gesprächsforum ist entstanden aus dem Wunsch von Muslimen, als gläubige Menschen und als Religionsgemeinschaft ernstgenommen zu werden; also aus dem Wunsch nach wirklichem interreligiösem Dialog. – Zweitens: „Dialog“ ist nicht etwa ein bilaterales Gespräch, wie die Verwendung der irreführenden Variante „Triialog“ vermuten ließe. „Dia“ bedeutet schlicht *durch* oder *mittels*, „Logos“ das Wort. Dialog ist also von vorn herein multilateral angelegt.

## 5 Die Werkstatt als Vorbild für das, was Zusammenarbeit heißt

Die Werkstatt („workshop“) war als Gegenstück zur industriellen Fabrik schon früh die Ikone der sozialen Reformbewegungen. Robert Owen definierte sie bereits 1844 als „Institution, die langfristig wechselseitigen Nutzen und Loyalität kombiniert mit kurzfristiger Flexibilität und Offenheit“.<sup>45</sup> Durch die ihr eigene Verbindung zwischen Kooperation und wechselseitigem Respekt wird es in der Werkstatt möglich, „ohne Entfremdung gemeinsam anspruchsvolle Dinge [zu] tun“ – und das wiederum löst ethnische, kulturelle, soziale oder religiöse Unterschiede zwischen den Beteiligten auf.<sup>46</sup> Die Erfahrung zeigt, dass die gemeinsame Ausübung praktischer Fertigkeiten und körperlicher Tätigkeiten dialogisches Sozialverhalten fördert und Bindungen stärkt. Erfahrungen in und mit der Werkstatt wirken sich also real auf das soziale Leben aus. Und zudem lassen sie sich im übertragenen Sinn auf die Gesellschaft – und die Kirchen – anwenden.<sup>47</sup>

Während in der Werkstatt zunächst Herstellen und Reparieren im Vordergrund stehen<sup>48</sup>, behandelt Sennett als Variante mit maximaler Flexibilität außerdem das wissenschaftliche Versuchslabor. Dort werden echte Experimente gemacht.<sup>49</sup> – Auch hier sind soziale und ökumenische Anwendung nicht weit entfernt voneinander. Elisabeth Parmentier hat die Kirchen in ihrer Zusammenarbeit als „Laboratorien“ bezeichnet: „Kirchen sind Laboratorien der (Methodologie der) Versöhnung. Die durchlittene Erfahrung in und zwischen den Kirchen geht von der jahrhundertelangen Trennung hin zu Dialogen, manchmal zur Kirchengemeinschaft oder zu Unionen. Kirchen und die Etappen ihrer schwierigen Versöhnung und ihrer Diskussionen dienen als Laboratorien für Modelle verbindender Identitäten, die Einheit in der Vielfalt leben.“<sup>50</sup>

### 5.1 Rhythmen physischer Arbeit verkörpern sich in Ritualen.

Im Zuge gemeinsamen Arbeitens schleifen sich wechselseitig und ohne bewusste Reflexion einfache Gewohnheiten ein.<sup>51</sup> Sind sie – wie religiöse Rituale oder soziale Rollen – erst einmal habitualisiert, dann stellen sie einen „ganzen Köcher“ verschiedener Fertigkeiten und Geschicklichkeiten dar. Sennett nennt drei konstitutive Merkmale des Rituals:<sup>52</sup> Die Einprägung durch Wiederholung;

<sup>45</sup> SENNETT, 85 (wie Anm. 1).

<sup>46</sup> Vgl. a. a. O. 88.

<sup>47</sup> Schon im 17. Jahrhundert hat Philipp Jakob Spener, der Vater des lutherischen Pietismus, die geistliche Tiefendimension der Zusammenarbeit mit der Wendung „Werkstatt des Heiligen Geistes“ treffend charakterisiert (vgl. HAIZMANN, ALBRECHT: Erbauung als Aufgabe der Seelsorge bei Philipp Jakob Spener, Leipzig 1996, 87, 167, 175).

<sup>48</sup> Vgl. SENNETT, 267 ff. (wie Anm. 1).

<sup>49</sup> Vgl. a. a. O. 86.

<sup>50</sup> In: Europa als Wertegemeinschaft – Was ist uns Gemeinschaft wert?, hg. von der ACK in Baden-Württemberg, Stuttgart 2022, 24.

<sup>51</sup> Zu diesem Abschnitt vgl. SENNETT, 268 ff (wie Anm. 1).

<sup>52</sup> Vgl. a. a. O. 126 ff.

die Verwandlung von Gegenständen, Gesten und Worten in Symbole; und der dramatische Ausdruck – nicht zu verwechseln mit emotionaler Aufladung oder theatralischer Selbstdarstellung.

## 5.2 Körperliche Gesten erfüllen informelle soziale Beziehungen mit Leben.

Das soziale Dreieck (Autorität, Vertrauen, Kooperation, s. o.) wird in der Werkstatt körperlich umgesetzt und erlebt – durch informelle Gesten, Gesichtsausdrücke, Bewegungen und Worte.<sup>53</sup> Sennett veranschaulicht dies an den besonders feinen Nuancen der Zusammenarbeit in einer Geigenbauwerkstatt; angefangen bei der Einrichtung über die Arbeitsroutine bis hin zur Anpassung der Einrichtung an die Abläufe des Zusammenarbeitens. Und dabei spielen unscheinbare Gesten eine wesentliche Rolle. Sie können helfen „zu verstehen“ – und „zeigen, wie es geht“. Ein Schulterzucken kann „den Rhythmus verändern“.

## 5.3 Umgang mit – körperlichen wie sozialen – Widerständen

Der handwerkliche Umgang mit physischen Widerständen kann als Modell dienen für schwierige soziale Begegnungen oder wissenschaftliche Fragen.<sup>54</sup> Im Geigenbau, in der Chirurgie und im Maschinenbau kennt man das Gesetz „vom Einsatz minimaler Kraft“ oder „ökonomischer Bewegungen“. Die Erfahrung lehrt, wann man besser „nicht gegen den Widerstand kämpfen, sondern mit ihm arbeiten“ sollte. Diese Erkenntnis entspricht genau dem dialogischen Charakter im Umgang mit Widerstand im Bereich sozialen Verhaltens. Und wie die vorigen beiden Beobachtungen lässt sich auch diese Fertigkeit nutzen, um Kooperation zu stärken.

## 5.4 Reparatur als Vorbild für die Stärkung sozialer Beziehungen

Dabei kommt nun näher in den Blick, dass in einer Werkstatt nicht nur hergestellt und gebaut, sondern auch repariert und umgebaut wird.<sup>55</sup> Ob es sich um eine *Restaurierung* handelt (die den Originalzustand wieder herstellen möchte) oder eine *Sanierung* (Funktionstüchtigkeit durch Teilersatz) oder einen regelrechten *Umbau* (mit Veränderung von Form und evtl. Nutzung) – immer muss vom Detail her gedacht, mit Improvisation und Erfindungsgabe gearbeitet werden. „Gerade eine unvollständige Spezifikation“ ermöglicht den Umbau.<sup>56</sup>

---

<sup>53</sup> Vgl. a. a. O. 275 ff.

<sup>54</sup> Vgl. a. a. O. 280 ff.

<sup>55</sup> Vgl. a. a. O. 285 ff.

<sup>56</sup> Sennett bringt ein ebenso überraschendes wie überzeugendes Beispiel (289 ff.): Das von David Chipperfield umgebaute *Neue Museum* in Berlin „erzählt seine eigene Geschichte“ und „stellt seinen eigenen Transformationsprozess aus“ (Arbeiten mit den Widerständen; Detailfragen als Ausgangspunkt; Dialogisches Denken).

Auch im sozialen Bereich wird die Erfahrung gemacht, dass „die Kooperation in kleinen Dingen“ Veränderung in Gang bringt. Und darüber hinaus kann der Umbau zur Leitmetapher werden beim Nachdenken über die Wiederherstellung von Kooperation, die Arbeit an der Zusammenarbeit.<sup>57</sup>

Die theologische Kategorie, die alle individuelle, kirchliche, politische und soziale „Reparatur“ miteinander verbindet, heißt *Versöhnung*. Wesentliche ökumenische Grundsätze im Umgang mit einer konfliktreichen Vergangenheit und einer spannungsvollen Gegenwart haben der Lutherische Weltbund und die Römisch-katholische Kirche formuliert im Zuge ihres bilateralen Versöhnungsprozesses in dem Dokument „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ (2013; auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017). Grundlegend für diese und ähnliche Versöhnungsgesten (z. B. zwischen Lutheranern und Mennoniten, Stuttgart 2010) ist eine „Heilung der Erinnerungen“ und Heilung durch Erinnerung in Buß- und Versöhnungsgottesdiensten. Solche Prozesse (erstmalig in Südafrika erprobt) sind wertvolle Erfahrungen und – auch multilateral – beispielgebend für das Verhältnis der Kirchen und Völker in Europa.<sup>58</sup>

## 6 Berufen zur Gemeinschaft

Wir haben gesehen, Richard Sennett fragt stets: Mit welcher Art von Kooperation und Kommunikation, mit welchen Ritualen und welcher Art von Austauschbeziehungen haben wir es zu tun? Dabei zeigt er geschichtliche Entwicklungen in einer solchen Weise auf, dass ihre Bedeutung für gegenwärtige Herausforderungen deutlich wird. Und zwar gleichermaßen für die Bereiche von Politik, Gesellschaft, Kunst, Handwerk, Wirtschaft, Wissenschaft und Kirche.

Er veranschaulicht seine Erkenntnisse an den verschiedensten Phänomenen, Ereignissen, Figuren und Institutionen. Und er zeigt auf, wie sie versinnbildlicht sind in Darstellungen aus dem Bereich der Kunst. So zum Beispiel das Gemälde „Die Gesandten“ (1533) von Hans Holbein, auf dem zwei Männer, ein Tisch, verschiedene Instrumente und Gegenstände (u. a. ein Gesangbuch) sowie ein Totenkopf zu sehen sind. Sennett legt das Gemälde aus als Sinnbild für die

<sup>57</sup> Angesichts der Bedeutung der Kommunikation (Gesten, Rituale, Dialogisches Prinzip) für die Kooperation behandelt Sennett unter der Überschrift „Alltagsdiplomatie“ (Verhaltensrituale, Umgangsformen 296-329, vgl. 160-176) Möglichkeiten, „wie Menschen mit Menschen umgehen, die sich nicht verstehen“ (296): 1. Indirekte Kooperation; 2. Konfliktmanagement; 3. Verfahren bei Versammlungen und Sitzungen; 4. Die gesellige Maske. – Was er dabei über „Masken“ schreibt, hat in Zeiten von Corona ungeahnte Aktualität erlangt!

<sup>58</sup> Vgl. dazu das Nachwort von ELISABETH PARMENTIER „Die Kirchen am Oberrhein – berufen zur Versöhnung“, in: Kirchengeschichte am Oberrhein – ökumenisch und grenzüberschreitend. Im Auftrag der ACK hg. von K. Bümlein, M. Feix, B. Henze u. M. Lienhard, Ubstadt-Weiher 2013, 575-579.

Folgen der Religion – hier: der Reformation – auf dem Gebiet der Rituale und Austauschbeziehungen.

„Luthers Gesangbuch“, sagt Sennett, steht wie „Gutenbergs Bibel“ für die *Reform der religiösen Rituale*.<sup>59</sup> Sie sind Symbole für die Beteiligung der Gemeinde im Gegensatz zum herkömmlichen liturgischen „Theater“ der Priester, das die Gemeinde zu Zuschauern macht, die Ungleichheit betont und Distanz herstellt. Auf diese Weise förderte die Reformation differenzierende Austauschbeziehungen (die „protestantische Version von Kooperation“) – verankert in der Predigt von der *Rechtfertigung* allein aus dem Glauben mit ihrem Ernstnehmen der *Sünde* und ihrer heilsamen Unterscheidung dessen, was Gott tut und was der Mensch tut. Einerseits wandte sich die Reformation also gegen Rituale, „die das Wissen des Menschen um seine Unvollkommenheit minderten“. Andererseits hat sie gezeigt: „Das Spektakel verleiht der Gemeinschaft eine *hierarchische Struktur*, in der die Unteren zusehen und dienen, aber nicht als Individuen von eigenständigem Wert mitwirken.“ Sie hat die „fortdauernden inneren Kosten des Theaters aufgezeigt, die Gefahr der *Verführung*, die dem Gewissen durch ‚Führung‘ droht“.

Und der „Weltliche Widerhall“, sagt Sennett, gibt ihr Recht.<sup>60</sup> Denn bis heute gilt: Wir Menschen sind als soziale Wesen „zu einer tieferen Kooperation fähig, als die bestehende Sozialordnung dies vorsieht“<sup>61</sup> – samt den konfessionellen Strukturen in und zwischen den Kirchen.

## 7 Synergie – Was wir gemeinsam tun können

„Von einander lernen, mit einander beten, zu einander finden“<sup>62</sup> – so heißt das Motto der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg. Dieser schlichte Dreischritt definiert ganz grundsätzlich und zugleich präzise ihre ökumenische Agenda. Information und Aufklärung, Begegnung und Kommunikation, geistliche und theologische Grundlegung sind die Basis ökumenischer Zusammenarbeit. Das gemeinsame Hören auf Gottes Wort und gemeinsame Beten sind ihr Zentrum – und der Quellort, zu dem sie immer wieder

<sup>59</sup> Vgl. zum Folgenden SENNETT, 139-151 (wie Anm. 1).

<sup>60</sup> Vgl. SENNETT, 146-151; Die wissenschaftlichen Instrumente stehen für die *Entwicklung der weltlichen Kooperation und Kommunikation*. „Technische Entdeckungen können hierarchische Beziehungen zwischen Meistern und Gehilfen sprengen“ (105) und das System verändern. – Und die beiden Gesandten stehen für eine neue *Ethik der Diplomatie und Geselligkeit*. Von der Ritterlichkeit im Frühmittelalter führt die Entwicklung über den Ehrenkodex der Renaissance zum Höfischen Ideal der Zurückhaltung im Verhalten und Reden (162) und zur neuzeitlichen Diplomatie. Die Frage, ob die „Verhöflichung der Umgangsformen“ (Norbert Elias) im Bürgertum „nur“ von „Scham“ (164f.) geleitet war, stellt sich heute angesichts der atavistischen Schamlosigkeit enthemmter Hassausbrüche von Wutbürgern in einem ganz neuen Licht.

<sup>61</sup> SENNETT, 374.

<sup>62</sup> <https://www.ack-bw.de/wir-ueber-uns/> (letzter Zugriff: 19.07.2022).

zurückkehrt. In der praktischen Zusammenarbeit wächst dann gegenseitiges Vertrauen und vertieft sich das Bewusstsein sowohl für die Gemeinsamkeit wie für den Reichtum der unterschiedlichen Gaben. So wird die Gemeinschaft bereit zum gemeinsamen christlichen Zeugnis und Dienst.

„Was wir gemeinsam tun können“ – ist der Titel einer kleinen Broschüre, die gewissermaßen die Visitenkarte der ACK-BW darstellt, indem sie die bewährten Themen und erprobten Felder, Anlässe und Gelegenheiten ökumenischer Zusammenarbeit geordnet zusammenstellt, gleichzeitig damit aber auch weitere mögliche Aufgaben und Formen in den Blick nimmt.<sup>63</sup> Es ist eine in die Zukunft hinein und neuen Herausforderungen gegenüber offene Liste – und dadurch nicht nur informativ und hilfreich, sondern auch anregend für ökumenische Zusammenarbeit.

Was hier auf der regionalen Ebene erarbeitet und zur Verfügung gestellt wird, fördert sowohl die Ökumene zwischen den Kirchen in dieser Region wie auch die praktische Zusammenarbeit der Gemeinden an vielen Orten. Auch die Kooperation mit der Bundes-Ebene hat sich in den letzten Jahren zunehmend intensiviert und zu wertvollen *Synergien* geführt.

Metropolit Augoustinos von Deutschland sagte anlässlich der Eröffnung des griechisch-orthodoxen Gemeindezentrums in Reutlingen im September 2021: „Zu den Lehnwörtern aus dem Griechischen, die auch in der deutschen Sprache eine gewisse Karriere gemacht haben, gehört das Wort ‚Synergie‘ ... Es bedeutet in wörtlicher Übersetzung ‚Zusammenarbeit‘ und doch bezeichnet es eigentlich noch mehr als das. Im Deutschen ist es insbesondere durch den zusammengesetzten Begriff der ‚Synergie-Effekte‘ gebräuchlich geworden. Und dieses Wort zeigt ja, dass es um mehr geht als um ein bloßes zufälliges Zusammentreffen unterschiedlicher Tätigkeiten. Es geht um das Zusammenwirken der unterschiedlichen Kräfte. Denn schon Aristoteles hatte erkannt: ‚Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.‘ Und so ist die Synergie nicht nur ein Nebeneinander verschiedener Aktivitäten, sondern eine Vervielfachung ihrer einzelnen Resultate, eben eine Synergie mit Effekt!“<sup>64</sup>

---

<sup>63</sup> 1. Einander informieren; 2. Einander einladen, begegnen, kennenlernen; 3. Miteinander beten, singen und Gottesdienst feiern; 4. In ökumenischem Geist zusammenarbeiten; 5. Gemeinsam Verantwortung wahrnehmen für die Welt; 6. Gemeinsame Seelsorge; 7. Ständige Einrichtungen ökumenischer Zusammenarbeit.

<sup>64</sup> „Synergie“, erläuterte Augoustinos weiter, „ist auch ein zentraler Begriff der orthodoxen Theologie, der das Zusammenwirken der Gnadengabe Gottes und der Antwort des Menschen darauf bezeichnet. Alles, was wir sind, was wir tun, was wir erreichen, ist das Ergebnis dieser Synergie Gottes mit dem Menschen und des Menschen mit Gott. Von der ersten liturgischen Amtshandlung am Taufbewerber bis zum Beerdigungsgottesdienst eines Verstorbenen erinnert die orthodoxe Kirche mit einem ganz einfachen Symbol daran: Sie verwendet Öl. Mit dem Öl wird der Taufbewerber gesalbt, und auch ganz am Schluss des menschlichen Lebens gießt man etwas Öl ins Grab. Das Öl steht genau für diese Synergie des Menschen mit Gott, denn fertig gibt es kein Öl in der Natur. Gott schenkt uns den Ölbaum und seine Frucht, es bedarf aber des Menschen, der daraus Öl macht. Das ist Synergie.“

So arbeiten in ganz Deutschland gut zwei Dutzend Kirchen zusammen als ein starkes, nach unten hin weit verzweigtes Netzwerk mit einer wachsenden Corporate Identity. Und nun, im September 2022 kommt erstmals eine Vollversammlung des Weltweiten Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) nach Deutschland – und tagt in unserem Bundesland, in Karlsruhe. Das nehmen wir zum Anlass, den Horizont unserer Zusammengehörigkeit und Zusammenarbeit neu zu weiten für das, was „Ökumene“ heißt: Der „ganze Erdkreis und alle, die darauf wohnen“. Multilaterale Ökumene hier bei uns ist ein Spiegel der weltweiten Christenheit – je länger je mehr.<sup>65</sup> Multilaterale ökumenische Zusammenarbeit hier bei uns ist Teilhabe und Teilnahme an dieser weltweiten Gemeinschaft. Und dazu haben wir alle etwas ganz eigenes beizutragen.

*Summary:*

In this article, ecumenical cooperation is examined on the basis of statements of the sociologist Richard Sennett regarding the term cooperation, exemplifying this using the case of the Working Group of Christian Churches in Baden-Württemberg. Parallels to social and political movements are discussed. Whereas in most countries, national Ecumenical Councils have been founded, the Germans have taken another route in founding the Ecumenical Working Groups. The author discerns here a preference for a more practical, power balancing and synergetic, and less theoretical or political approach. Thus, the ecumenical work in Baden-Württemberg is practical and oriented towards the grass roots, and demonstrates the fact that in Germany there are not only the two main denominations, but also a multitude of member churches.

*PD Dr. Pfarrer Albrecht Haizmann, Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg, Jahnstraße 30, 70597 Stuttgart;  
E-Mail: a.haizmann@gmx.de*

---

<sup>65</sup> Vgl. dazu: „Nehmt einander an!“ – Migration und Gemeinde, hg. von der ACK in Baden-Württemberg, Stuttgart 2021.

---

Uwe Swarat

## Zwanzig Jahre Charta Oecumenica und die bleibende Hoffnung auf größere Einheit

---

Vor fast genau 20 Jahren,<sup>1</sup> nämlich am Weißen Sonntag, dem 22. April 2001, wurde die Charta Oecumenica in Straßburg von ihren Verfassern öffentlich vorgestellt und feierlich unterzeichnet. Mit diesem Dokument wollten die Kirchen Europas gemeinsam in das neue Jahrtausend gehen.<sup>2</sup> Das ist uns Anlass, erneut auf dieses Dokument zu schauen und uns zu fragen, inwieweit es uns in unserer ökumenischen Zusammenarbeit weiterhin anleiten und die Hoffnung auf eine größere Einheit der Christen und Kirchen lebendig erhalten kann.

Die Charta Oecumenica ist zunächst und vor allem ein europäisches Dokument. Weil aber Europa auch kirchlich gesehen von seinen Nationen getragen und gestaltet wird, darum ist die Charta ein Dokument, das die Kirchen auch in den einzelnen Ländern Europas angeht. Es ist darauf angelegt, dass alle Kirchen in allen Ländern Europas es sich zu eigen machen. In Deutschland haben die Mitgliedskirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) am 30. Mai 2003 während des Ökumenischen Kirchentags in Berlin die Charta jeweils einzeln unterzeichnet. Zu den Unterzeichnern gehören viele evangelische Freikirchen wie Baptisten, Mennoniten und Methodisten, auch die Heilsarmee und die Herrnhuter Brüdergemeine. Auch die Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rats der Kirchen in Österreich haben die Charta Oecumenica, wie man lesen konnte, in einem feierlichen Gottesdienst entgegengenommen.

### I Der Hintergrund der Charta Oecumenica

Erstellt und als erstes unterzeichnet wurde die Charta von zwei europäischen Kirchenverbänden, nämlich dem römisch-katholischen „Consilium Conferentiarum Episcoporum Europae“ (abgekürzt CCEE), also dem „Rat der Euro-

---

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz gibt einen Vortrag wieder, der am 16. April 2021 auf einer Online-Veranstaltung von Runder Tisch Österreich gehalten und zuerst in der Zeitschrift Wege der Versöhnung (Wien) 1, 2022, Heft 1, 9-23 veröffentlicht wurde. Der Runde Tisch Österreich ist ein freier Zusammenschluss von christlichen Leitern, deren Kirchen die Charta Oecumenica zum großen Teil noch nicht unterzeichnet haben. Der Titel des Aufsatzes ist das bei der Einladung genannte Vortragsthema. Dem Schriftleiter von „Wege der Versöhnung“ sei für die Abdruckerlaubnis herzlich gedankt.

<sup>2</sup> Das dritte Jahrtausend nach Christus begann nicht etwa am 1. Januar 2000, an dem die Jahrtausendwende vielfach gefeiert wurde, sondern – weil es ja kein Jahr Null gab – am 1. Januar 2001.

päischen Bischofskonferenzen“, einerseits und der „Konferenz Europäischer Kirchen“ (abgekürzt KEK) andererseits. Die KEK verbindet mit damals 123 evangelisch-landeskirchlichen und evangelisch-freikirchlichen, anglikanischen, altkatholischen und orthodoxen Kirchen fast alle nicht-römisch-katholischen christlichen Gemeinschaften des Kontinents. In ihrer Zusammensetzung stellt sie so etwas wie ein europäisches Gegenstück zum Weltkirchenrat dar. Aus Österreich gehören zur KEK die Evangelischen Kirchen, die Altkatholische Kirche und die Evangelisch-methodistische Kirche. Aus Deutschland sind auch die Baptisten Mitglied.<sup>3</sup> Zum Rat der Europäischen Bischofskonferenzen gehörten damals 34 nationale römisch-katholische Bischofskonferenzen. Die Charta Oecumenica wurde also von zwei Organisationen erarbeitet, die miteinander die ganz überwiegende Zahl der europäischen Christen und Kirchen repräsentieren.

Der unmittelbare Impuls zur Erarbeitung der Charta kam aus der Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung, die vom CCEE und der KEK 1997 in Graz durchgeführt wurde. Dort hatte man erste Handlungsempfehlungen für die zukünftige ökumenische Zusammenarbeit in Europa entworfen. Aus ihnen ist schließlich die Charta erwachsen. Mittelbar kam der Impuls zur Erarbeitung der Charta aus dem Fall der Berliner Mauer 1989, dem folgenden Zusammenbruch der kommunistischen Regime und der Überwindung der politischen wie kirchlichen Teilung Europas. Diese Wende brachte den Ländern Europas neue Freiheiten, stellte sie aber auch vor neue Herausforderungen. Die Möglichkeit zur unbeschränkten Religionsausübung einschließlich der Missionierung stellte Staaten und Kirchen Mittel- und Osteuropas vor die Aufgabe, mit dem neuen religiösen Pluralismus angemessen umzugehen. Und die Möglichkeit zur politischen Selbstbestimmung der Völker stellte vor die Aufgabe, Patriotismus nicht zum Nationalismus ausarten zu lassen sowie das Verhältnis von Kirche und Nation angemessen zu bestimmen.

Die Gefahren, die mit der neuen Situation nach der Öffnung des Eisernen Vorhangs verbunden waren, wurden kurz darauf in den jugoslawischen Nachfolgekriegen dramatisch deutlich. Diese Kriege begannen im Sommer 1991 mit dem slowenischen Unabhängigkeitskrieg und endeten mit dem Albanischen Aufstand in Mazedonien 2001. Die durch den jugoslawischen Gesamtstaat unterdrückten Konflikte brachen nach dem Ende des Kommunismus also wieder auf. Sie hatten außer nationalen auch religiöse Dimensionen, waren in Jugoslawien doch muslimisch, christlich-orthodox und römisch-katholisch geprägte Völker miteinander verbunden worden. Im kroatischen Unabhängigkeitskrieg

---

<sup>3</sup> Die Baptistenunionen von Bulgarien, Kroatien, Dänemark, Frankreich, Georgien, Ungarn, Italien, Polen, Russland, Schweden (als Teil der Uniting Church in Sweden) und Großbritannien sowie die Europäische Baptistische Föderation sind ebenfalls Mitglied der KEK. Die Entstehung der Charta Oecumenica wurde auf Seiten der KEK wesentlich durch den britischen Baptisten Rev. Dr. Keith Clements mitbestimmt, der von 1997 bis 2005 Generalsekretär der KEK war.

1991 bis 1995 standen sich mit Kroaten und Serben auch Katholiken und Orthodoxe als Feinde gegenüber. In den Kosovokrieg griff von März bis Juni 1999 sogar die NATO unter Führung der USA zugunsten der muslimischen Albaner gegen die orthodoxen Serben ein, und zwar ohne ein Mandat des UN-Sicherheitsrates. Da Bill Clinton, der damalige amerikanische Präsident, ein Baptist war, deuteten einige Serben die amerikanischen Luftangriffe als baptistische Bomben auf ein orthodoxes Land.

Die Erinnerungen an diese Zeit sind nötig, damit wir verstehen, wie wichtig das Signal in Richtung auf Frieden und Zusammenarbeit, das die europäischen Kirchen mit der Charta Oecumenica gaben, auch für die *politische* Gestaltung Europas ist. Im nach-kommunistischen Europa verquickten sich politische Konflikte und religiöse Differenzen miteinander und tun dies zum Teil immer noch. Für die Gegenwart will ich nur auf die Ukraine und ihren Konflikt mit Russland verweisen. Beides sind zwar mehrheitlich orthodoxe Länder, aber der politische Konflikt zwischen ihnen ist eng verbunden mit dem Konflikt zwischen dem Kiewer und dem Moskauer Patriarchat.

Auch ist es nicht in allen post-kommunistischen Staaten gleich gut um Religionsfreiheit bestellt. In Russland ist es wieder – wie schon zur Zeit des Zaren – zu einer starken Identifizierung von Volk und orthodoxer Kirche gekommen. In der russisch-orthodoxen Kirche ist die Vorstellung lebendig, die ehemalige Sowjetunion sei ihr angestammtes „Kanonisches Territorium“, in dem nicht-orthodoxe Kirchen, auch die römisch-katholische Kirche, nur Gastrecht genießen. Sie dürften hier nicht missionieren, selbst glaubenslose Russen nicht. Aber nicht nur in Russland, sondern überall, wo es die starke Identifikation einer Kirche mit Nation und Staat gibt, haben christliche Minderheiten es schwer, ihr Recht auf Gleichbehandlung geltend zu machen. In solchen Situationen kann die Charta Oecumenica hilfreich sein. Sie macht ja keinen Unterschied zwischen den Kirchen, für die sie spricht. Wie auch immer ihre zahlenmäßige Größe, ihr Alter, ihre Tradition und ihr Selbstverständnis sein mag, die Leitlinien der Charta meinen *alle* Kirchen. Ja, an einer Stelle der Charta verpflichten sich die Kirchen Europas sogar ausdrücklich, „die Rechte von Minderheiten zu verteidigen und zu helfen, Missverständnisse und Vorurteile zwischen Mehrheits- und Minderheitskirchen in unseren Ländern abzubauen“ (II,4). Das allein sollte schon Grund für alle Minderheitskirchen sein, die Charta Oecumenica zu unterzeichnen.

Schauen wir uns das Dokument jetzt noch einmal etwas näher an.

## 2 Der Inhalt der Charta Oecumenica

Was die Charta geben will, sagt ihr Untertitel: Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa. Wie nötig und wie sinnvoll das ist, habe ich eben schon versucht zu zeigen. Laut dem Vorwort soll die Charta die unter den europäischen Kirchen bereits gewachsene Gemeinschaft bewah-

ren und fortentwickeln. „Auf unserem europäischen Kontinent“, heißt es dann weiter, „wollen wir [...] als Kirchen gemeinsam dazu beitragen, Völker und Kulturen zu versöhnen.“ Für das Verständnis nach innen, d. h. innerhalb der Kirchen, ist es wichtig, dass die Charta ausdrücklich „keinen lehramtlich-dogmatischen oder kirchenrechtlich-gesetzlichen Charakter“ hat. Die Unterschiede im Bereich von Glaube, Bekenntnis und Kirchenverfassung werden in der ökumenischen Bewegung anderswo besprochen; die Charta Oecumenica hat sie nicht zum Gegenstand. Sie stellt vielmehr eine „Selbstverpflichtung der europäischen Kirchen und ökumenischen Organisationen“ „zum Dialog und zur Zusammenarbeit“ dar. Kirchen und Gemeindeverbände, die grundsätzlich zu Dialog und Zusammenarbeit mit anderen Kirchen bereit sind, können und sollten diese Bereitschaft durch Unterzeichnung der Charta öffentlich bekunden.

Die Charta gliedert sich nach der Einleitung in drei Hauptteile:

- I. Wir glauben „die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche“.
- II. Auf dem Weg zur sichtbaren Gemeinschaft der Kirchen in Europa
- III. Unsere gemeinsame Verantwortung in Europa.

Die Überschrift des ersten Hauptteils ist ein Zitat aus dem ökumenischen Bekenntnis von Nicäa-Konstantinopel 381 n. Chr., stammt also aus der Zeit der noch ungeteilten christlichen Kirche. Zusammen mit dem Schriftzitat aus Epheser 4,3-6 soll sie darauf verweisen, dass Kirchen und Christen „gemeinsam zur Einheit im Glauben berufen“ sind. Darum wollen die christlichen Kirchen, wie sie hier bezeugen, „alles uns Mögliche tun, die noch bestehenden kirchentrennenden Probleme und Hindernisse zu überwinden“. Durch die Charta Oecumenica wird die Trennung der Kirchen also nicht überwunden. Aber die getrennten Kirchen verpflichten sich mit ihr, „der apostolischen Mahnung des Epheserbriefes zu folgen und uns beharrlich um ein gemeinsames Verständnis der Heilsbotschaft Christi im Evangelium zu bemühen“ sowie „auf die sichtbare Einheit der Kirche Jesu Christi in dem einen Glauben hinzuwirken“.

Für einige evangelische Christen mag die Formulierung des Bekenntnisses von Konstantinopel, dass wir die „katholische“ Kirche glauben, befremdlich, wenn nicht gar anstößig erscheinen. Sie sind es gewohnt, beim Adjektiv „katholisch“ an die römisch-katholische Kirche zu denken, also an jene Kirche, die vom Papst in Rom als Oberhirten geleitet wird. Es würde mich wundern, wenn nicht auch viele Katholiken diese Gedankenverbindung herstellen. Aber die Kirche, in der der Bischof von Rom die volle, höchste und universale Leitungsvollmacht hat, die gab es im 4. Jahrhundert, als das Bekenntnis von Konstantinopel entstand, noch gar nicht; die Katholiken unter uns mögen mir diese historische Bemerkung verzeihen. Und wenn es sie doch gegeben haben sollte, so ist sie jedenfalls im Bekenntnis von Konstantinopel nicht gemeint, wenn dort von „katholischer“ Kirche gesprochen wird. Das griechische Adjektiv καθολική (*katholikā*) meint einfach die allgemeine christliche Kirche, die überall auf der Erde verbreitet, die also ökumenisch ist. Es ist jene Gemeinschaft von Gläubigen,

die das Volk Gottes, der Leib Christi und der Tempel des Heiligen Geistes ist. Zur katholischen Kirche in diesem Sinn können wir Christen uns alle bekennen – Römisch-Katholische, Orthodoxe und Evangelische.

Der zweite Hauptteil nennt Schritte auf dem Weg zur sichtbaren Gemeinschaft der Kirchen in Europa. Während im ersten Hauptteil noch von sichtbarer „Einheit“ der Kirche die Rede war, wird hier – ich nehme an, sehr bewusst – von sichtbarer „Gemeinschaft“ gesprochen. Die sichtbare *Einheit* im Glauben ist das ökumenische Langfristziel, zu dem die Charta sich in ihrem ersten Teil bekennt. Aber auch wenn dieses Langfristziel noch nicht in Reichweite ist, kann als mittelfristiges Ziel schon eine wachsende sichtbare *Gemeinschaft* der Kirchen angestrebt und können konkrete Schritte in dieser Richtung gegangen werden. Und um diese Schritte zur Gemeinschaft geht es hier. Die Charta führt folgende fünf auf:

1. Gemeinsam das Evangelium verkündigen,
2. aufeinander zugehen,
3. gemeinsam handeln,
4. miteinander beten und
5. Dialoge fortsetzen.

Das sind alles keine großen Sachen, und eben weil sie eigentlich niemanden überfordern sollten, sind sie im Sinne der Selbstverpflichtung wichtig. Auf einige der Empfehlungen will ich etwas näher eingehen.

Vielen Freikirchlern, die die Charta gelesen haben, ist besonders folgende Selbstverpflichtung aufgefallen:

„Wir verpflichten uns, über unsere Initiativen zur Evangelisierung mit den anderen Kirchen zu sprechen, darüber Vereinbarungen zu treffen und so schädliche Konkurrenz sowie die Gefahr neuer Spaltungen zu vermeiden.“

Freikirchen treffen so gut wie überall in Europa auf andere christliche Kirchen, aber nicht überall auch auf überzeugte, ihren Glauben praktizierende Kirchenmitglieder. Darum halten sie es für wichtig zu evangelisieren, also das Evangelium so zu verkündigen, dass Menschen zum lebendigen Glauben an Christus kommen. Wenn sie diese Selbstverpflichtung der Charta lesen, stutzen sie und fragen, ob sie als Freikirchen bei anderen Kirchen etwa um Erlaubnis für ihre evangelistische Arbeit bitten sollen. Das wäre in der Tat ein Unding, aber so ist die Selbstverpflichtung auch nicht gemeint. Es geht vielmehr darum, bei allem evangelistischen Eifer unnötige Anstöße zu vermeiden. Freikirchen können und sollten mit den Leitern anderer Kirchen am Ort sprechen, wenn sie bestimmte evangelistische Aktionen planen, um ihnen die Lauterkeit ihrer Absichten deutlich zu machen. Konkurrenz zwischen Kirchen kann man nicht vermeiden; sie entsteht unweigerlich, wo es mehr als eine gibt. Aber „schädliche“ Konkurrenz, die andere Kirchen schlecht macht, um selber besser auszusehen, die kann und muss man vermeiden. Freikirchen sollten außerdem wahrnehmen, dass die Kir-

chen – auch die Mehrheitskirchen – sich in der Charta verpflichten „anzuerkennen, dass jeder Mensch seine religiöse und kirchliche Bindung in freier Gewissensentscheidung wählen“, also auch in eine andere Kirche konvertieren kann. Wenn Mitglieder konvertieren, ist das ist für die Kirche, die verlassen wird, immer schmerzlich – das wissen auch freikirchliche Gemeinden aus eigener Erfahrung. Dieser Schmerz ist aber unvermeidlich, wenn wir unsere Mitglieder nicht als Kircheneigentum betrachten, sondern ihre individuelle Religionsfreiheit anerkennen. Und was die Evangelisation betrifft, so stimmen sicher viele freikirchliche Gemeinden mit Papst Franziskus überein, der am 29. Juni 2019 „an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland“ geschrieben hat: „Evangelisieren bildet die eigentliche und wesentliche Sendung der Kirche.“<sup>4</sup> Deshalb kann m. E. keine Kirche darauf verzichten.

Aus dem zweiten Hauptteil der Charta Oecumenica möchte ich weiter die Selbstverpflichtungen positiv hervorheben, „ökumenische Offenheit und Zusammenarbeit in der christlichen Erziehung, in der theologischen Aus- und Fortbildung sowie auch in der Forschung zu fördern“ sowie „füreinander und für die christliche Einheit zu beten“. Letzteres wird vielen als eine Selbstverständlichkeit erscheinen, zumal die Weltgebetswoche für die Einheit der Christen schon seit 1909 jährlich durchgeführt wird. Die Charta weist aber mit Recht darauf hin, dass es in einigen Kirchen (ich ergänze hier: in einigen *orthodoxen* Kirchen) Vorbehalte gegenüber gemeinsamen ökumenischen Gebeten gibt. Darum sollten wir es zu schätzen wissen, wenn wir als Evangelische, Katholiken und Orthodoxe gemeinsam Gott im Gebet anrufen können. Übrigens gibt es eine überkonfessionelle Gebetswoche schon seit 1861. Sie wurde von der Evangelischen Allianz ins Leben gerufen und wird bis heute in vielen Ländern der Erde durchgeführt. In diesem Jahr wurden in Deutschland beide Gebetswochen miteinander verknüpft: Vom 10. bis 17. Januar verantwortete die Evangelische Allianz das gemeinsame Gebet und direkt anschließend, vom 18. bis 25. Januar, gestaltete die ACK die Gebetsversammlungen. Am Sonnabend, den 16. Januar, wurde im Berliner Dom symbolisch ein Staffelstab vom Vorsitzenden der Allianz an den Vorsitzenden der ACK übergeben. Das war ein schönes Zeichen dafür, dass Allianz und Ökumene einander nicht mehr alternativ gegenüberstehen.

Der dritte Hauptteil der Charta schließlich blickt explizit auf unseren gemeinsamen Kontinent Europa und die Verantwortung, die Christen und Kirchen für ihn haben. Diese Verantwortung schließt, wie die Charta hier auflistet, die Aufgaben ein, Europa mitzugestalten, Völker und Kulturen zu versöhnen, die Schöpfung zu bewahren, Gemeinschaft mit dem Judentum zu vertiefen, Beziehungen zum Islam zu pflegen sowie Begegnung mit anderen Religionen und Weltanschauungen zu suchen. Hinter diesen Aussagen steht die Überzeugung, wie die Charta sagt, „dass das spirituelle Erbe des Christentums eine inspirie-

<sup>4</sup> Ziffer 6 des Schreibens; Quelle: <https://de.catholicnewsagency.com/article/dokumentiert-der-brief-von-papst-franziskus-an-die-katholiken-deutschlands-im-wortlaut-0595>.

rende Kraft zur Bereicherung Europas darstellt“. Darum verpflichten sich die Unterzeichner u. a., „die Anliegen und Visionen der Kirchen gegenüber den säkularen europäischen Institutionen möglichst gemeinsam zu vertreten“. Das ist von großer Bedeutung, denn Kirchen oder Gemeindebünde, die schon in ihren eigenen Ländern nur eine kleine Minderheit sind, hätten keine Chance in Brüssel Gehör zu finden, wenn sie dort nicht gemeinsam mit den größeren Kirchen vorstellig werden könnten. In Brüssel werden viele Entscheidungen getroffen, die dann für die EU-Mitgliedsländer verbindlich sind. Darum muss dort auch die Stimme der Kirchen vernehmbar sein.

Unter den politischen Aufgaben von Christen und Kirchen werden in der Charta zwei hervorgehoben, nämlich Völker und Kulturen zu versöhnen und die Schöpfung zu bewahren. Mit Blick auf das nicht unkomplizierte Zusammenleben vieler Völker und Kulturen in Europa verpflichten sich die Unterzeichner der Charta, „jeder Form von Nationalismus entgegenzutreten, die zur Unterdrückung anderer Völker und nationaler Minderheiten führt, und uns für gewaltfreie Lösungen einzusetzen“. Das ist kein Nein zur Nation, auch kein Nein zum Stolz auf das eigene Land, wohl aber ein Nein zum Spielen mit Gewaltanwendung als Konfliktlösung und ein Nein zur Unterdrückung anderer Völker und nationaler Minderheiten. Dazu gehört auch, wie die Charta ausdrücklich sagt, „jedem Versuch zu widerstehen, Religion und Kirche für ethnische oder nationalistische Zwecke zu missbrauchen“. Wir haben als Christen ein gemeinsames Vaterland, und das ist im Himmel. Darum dürfen wir uns nicht einspannen lassen für Zwecke rein diesseitiger Art.

Dass die Bewahrung der Schöpfung in der Charta als ein eigener Punkt herausgestellt wird, erinnert daran, dass die Charta aus der Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung 1997 in Graz erwachsen ist, und die wiederum Teil des sog. Konziliaren Prozesses für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung war. Die Charta empfiehlt konkret, „einen ökumenischen Tag des Gebetes für die Bewahrung der Schöpfung in den europäischen Kirchen einzuführen“. In Deutschland wurde diese Empfehlung aufgegriffen; die ACK begeht seit 2010 jährlich am ersten Freitag im September einen ökumenischen Tag der Schöpfung. Dieser Tag ist jeweils dem gemeinsamen Gebet zu Gott, dem öffentlichen gemeinsamen Bekenntnis zum Schöpfer sowie dem Engagement für die Bewahrung der Schöpfung gewidmet.<sup>5</sup> Im September dieses Jahres wird er erstmals gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz und dem Ökumenischen Rat der Kirchen in Österreich begangen, und zwar – wo auch sonst – am Bodensee.<sup>6</sup>

<sup>5</sup> Vgl. ELISABETH DIECKMANN / VERENA HAMMES / JOCHEN WAGNER: Verantwortung für die Schöpfung. 10 Jahre ökumenischer Tag der Schöpfung, Freiburg i. Br. 2020.

<sup>6</sup> Siehe VERENA HAMMES: Das Jahr der Ökumene 2021/22 im Licht der Charta Oecumenica, in: *Una Sancta* 75/4 (2020), 317-324, hier: 321.

Der dritte Hauptteil der Charta und damit die Charta insgesamt schließt mit drei Punkten, die andere Religionen und Weltanschauungen in den Blick nehmen, wobei das Judentum und der Islam jeweils eigens behandelt werden. Es wird aufgerufen, Gemeinschaft mit dem Judentum zu vertiefen und Beziehungen zum Islam zu pflegen. Nicht zufällig lauten die Formulierungen nicht ganz gleich: Beim Judentum wird von Gemeinschaft gesprochen, beim Islam von Beziehungen. Mit dem Judentum wissen sich die Kirchen, wie die Charta sagt, in „eine[r] einzigartige[n] Gemeinschaft“ verbunden. Begründet wird diese Aussage mit den Kapiteln 9 bis 11 des neutestamentlichen Römerbriefs. In der Tat: Die drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam stehen nicht in gleicher Nähe oder Ferne zueinander. Mit dem Judentum verbindet uns Christen eine gemeinsame Heilige Schrift, die von den Juden Tanach, von uns Christen Altes Testament genannt wird, vor allem aber die Person Jesu von Nazareth, den wir als Erlöser und Herrn verehren und der seiner menschlichen Natur nach aus dem Volk Israel stammt und den Gott Israels im Gebet anrief. Wegen dieser besonderen Nähe und Verwandtschaft zum Judentum, aber auch wegen des Antijudaismus, dessen sich Christen schuldig gemacht haben, ist für uns selbstverständlich die Verpflichtung gegeben, wie die Charta sagt, „allen Formen von Antisemitismus und Antijudaismus in Kirche und Gesellschaft entgegenzutreten“. U. a. wegen dieser Selbstverpflichtung haben die Baptisten in Deutschland 2019 nach ausführlicher inhaltlicher Vorbereitung ihre Bekenntnisschrift, die „Rechenschaft vom Glauben“, im Abschnitt über Christen und Juden geändert. Die Änderung sollte das mögliche Missverständnis ausschließen, der Bund Gottes mit Israel sei in Christus aufgehoben oder ersetzt worden. Darum heißt es in der Bekenntnisschrift jetzt ausdrücklich: „Gott hat seinen Bund mit Israel nicht aufgekündigt, als er durch Jesus Christus einen neuen Bund gestiftet [...] hat.“<sup>7</sup>

Dass die Charta dazu aufruft, Beziehungen zum Islam zu pflegen, ist hinreichend schon damit begründet, dass Muslime seit Jahrhunderten in Europa leben. Die Autoren der Charta empfehlen Christen und Moslems, „miteinander über den Glauben an den einen Gott zu sprechen und das Verständnis der Menschenrechte zu klären“. Das sind gewiss nicht die einzigen Themen, über die man miteinander sprechen kann, aber diese beiden sind in der Tat von besonderer Bedeutung. Und weil, wie die Charta sagt, „die Pluralität von religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen und Lebensformen [...] ein Merkmal der Kultur Europas geworden“ ist, darum ist die Selbstverpflichtung der christlichen Kirchen wichtig, „die Religions- und Gewissensfreiheit von Menschen und Gemeinschaften anzuerkennen“, also die Religionsfreiheit nicht nur für Christen zu fordern, sondern für *alle* Menschen und Glaubensgemeinschaften, „und“, wie es weiter heißt, „dafür einzutreten, dass sie individuell und gemeinschaftlich, pri-

<sup>7</sup> Rechenschaft vom Glauben – Account of Faith, hg. von UWE SWARAT, Kassel: Oncken Verlag 2021, 71-78.

vat und öffentlich ihre Religion oder Weltanschauung im Rahmen des geltenden Rechtes praktizieren dürfen“. Damit sind wir *nicht* aufgerufen, Toleranz in der *Sache* zu üben, also gegenüber der Wahrheitsfrage gleichgültig zu sein, wohl aber sind wir aufgerufen, Toleranz gegenüber den andersgläubigen und andersdenkenden *Menschen* zu üben, also allen Menschen Raum zu geben, ihrem Gewissen zu folgen, selbst wenn es aus unserer Sicht ein irrendes Gewissen sein sollte.

### 3 Die vergangenen 20 Jahre und die Zukunft

Welche Wirkung hat die Charta Oecumenica in den vergangenen Jahren bis heute gehabt? Das lässt sich nur schwer umfassend sagen, da die Wirkung von Land zu Land unterschiedlich gewesen sein wird.<sup>8</sup> Die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) hat allerdings im September 2017 unter ihren Mitgliedskirchen eine Umfrage dazu veranstaltet, deren Ergebnisse ausgewertet und im Februar 2019 in einem englisch-sprachigen Dokument zusammengefasst worden sind.<sup>9</sup> Auch der römisch-katholische Rat der Bischofskonferenzen hat seine Mitglieder nach den Auswirkungen der Charta befragt; die Ergebnisse dieser Befragung sind mir allerdings nicht bekannt. Ich kann jetzt also nur auf das Auswertungsdokument der KEK zurückgreifen.

Aus Deutschland haben sich neben mehreren evangelischen Landeskirchen und der EKD auch der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, die Baptisten also, sowie die ACK an der Umfrage beteiligt. Aus Österreich sind keine Antworten eingegangen. Die Inhalte des Auswertungsdokuments kann ich hier nicht im Einzelnen vorstellen. Nur so viel: Die Ergebnisse der Umfrage fügen sich zu einem sehr bunten, nicht immer übereinstimmenden Bild zusammen. Die Bekanntheit der Charta ist recht unterschiedlich und ebenso ihre Verwendung in der ökumenischen Arbeit. Aus Westfalen wird berichtet, dass die Charta zur Grundlage ökumenischer Partnerschaften von Ortsgemeinden gemacht wurde, teilweise durch Adaption des Textes auf die örtliche Situation. Das ist keine schlechte Idee. Es werden auch verschiedene Projekte und Veranstaltungen benannt, die von der Charta Oecumenica inspiriert worden sind. Die KEK hatte ihre Mitgliedskirchen u. a. gefragt, ob die Charta die wechselseitige Taufanerkennung zwischen Kirchen beeinflusst habe. Die Antworten zeigen einerseits, dass dies in der Tat der Fall war – u. a. durch multilaterale Vereinbarungen in Deutschland (Magdeburger Erklärung April 2007) und in der Schweiz (Erklärung von Riva San Vitale Ostern 2014). Sie zeigen andererseits, dass der Trägerkreis solcher Vereinbarungen zur

<sup>8</sup> Einen Rückblick nach zehn Jahren gab für die Situation in Deutschland Dorothea Sattler, Nur Vorsätze? Ein verliebter Rückblick auf zehn Jahre im Leben mit der Charta Oecumenica, in: *Una Sancta* 70 (2015), 68-75.

<sup>9</sup> [https://www.cec.europa.org/wp-content/uploads/2019/02/The-local-impact-of-Charta-%C5%92cumenica\\_GA-1.pdf](https://www.cec.europa.org/wp-content/uploads/2019/02/The-local-impact-of-Charta-%C5%92cumenica_GA-1.pdf).

Taufanerkennung deutlich kleiner ist als der Trägerkreis der Charta Oecumenica. In Deutschland haben die täuferischen Gemeindebünde der Mennoniten und der Baptisten sowie einige orthodoxe Kirchen nicht unterschreiben können, in der Schweiz fehlen alle orthodoxen Kirchen sowie die Baptisten und die Heilsarmee. Das zeigt, dass es keine gute Idee ist, auf Grund der Charta Oecumenica Fragen von Glaube und Kirchenverfassung, also von Taufe, Eucharistie und Amt, klären zu wollen. Solche Versuche schwächen die Charta eher, als dass sie sie stärken. Was das Thema „Dialoge zwischen den Religionen“ betrifft, möchte ich auf ein Projekt der ACK in Deutschland hinweisen, das auch vom Bundesministerium des Inneren gefördert wird: Es trägt den Namen „Weißt Du, wer ich bin?“ und wird von der ACK in Zusammenarbeit mit dem Zentralrat der Juden und vier muslimischen Organisationen durchgeführt.<sup>10</sup> Ein wesentliches Ziel dieses Projekts ist die Förderung des gesellschaftlichen Zusammenlebens durch Stärkung des Dialoges und der Begegnungen zwischen den Religionen.

Und welche Bedeutung kann die Charta Oecumenica für die Zukunft haben? Oder kann man sie zu den Akten legen? Nun, als Selbstverpflichtung der europäischen Kirchen und ökumenischen Organisationen zum Dialog und zur Zusammenarbeit behält sie auf jeden Fall ihre Bedeutung, denn eine solche Selbstverpflichtung ist für die zwischenkirchliche Gemeinschaft dauerhaft wichtig. Wer also die Charta noch nicht unterschrieben hat, der sollte das jetzt tun, und zwar nicht als Einzelkirche oder als einzelner Gemeindebund, sondern mit zumindest einer ökumenischen Partnerkirche zusammen. Das würde deutlich machen: Wir nehmen den Dialog und die Zusammenarbeit christlicher Kirchen ernst. Die nationalen Ökumenischen Räte sollten die Charta, falls noch nicht geschehen, zu ihren Grundlagentexten hinzufügen. Das ist aber natürlich nicht alles. Eine Unterzeichnung dieses Dokuments stellt ja keinen Schlusspunkt, sondern einen Doppelpunkt dar. Die Kirchen begeben sich damit auf einen Weg zur sichtbaren Gemeinschaft miteinander. Die Schritte, die die Charta nennt, bleiben ein ständiger Auftrag:

Gemeinsam das Evangelium verkündigen, aufeinander zugehen, gemeinsam handeln, miteinander beten und Dialoge fortsetzen,

und zwar unabhängig davon, ob es sich um eine Mehrheits- oder eine Minderheitskirche handelt. Wer Ideen sucht, wie man die Vielzahl an Selbstverpflichtungen der Charta in kleinen Schritten umsetzen kann, dem empfehle ich eine 2013 gedruckte Broschüre der deutschen ACK unter dem Titel „Gemeinsamer ökumenischer Weg mit der Charta Oecumenica“.<sup>11</sup> Man könnte z. B. in ökumenischer Absprache einen einzelnen Themenbereich aus der Charta auswählen

<sup>10</sup> <https://www.weisstduwerichbin.de/aktuell/aktuelle-meldungen/>.

<sup>11</sup> <https://www.oekumene-ack.de/themen/charta-oecumenica/>, vgl. DOROTHEA SATTLER: Charta Oecumenica. Gedanken zur Fortführung ihrer Rezeption nach der Unterzeichnung in Berlin 2003, in: Ökumenische Rundschau 53 (2004), 67-81.

und ihn gemeinsam daraufhin diskutieren, welche praktischen Schritte in Richtung auf eine wachsende Zusammenarbeit gegangen werden könnten. Das ist besser, als alle Schritte gleichzeitig gehen zu wollen.

Die Charta kann m.E. auch in der Zukunft noch in den unterschiedlichen nationalen Kontexten Orientierung bieten und Anregungen geben. Sie wird ihre Bedeutung aber auch auf der europäischen Ebene behalten. Es gilt nach wie vor, dass das spirituelle Erbe des Christentums eine inspirierende Kraft zur Bereicherung Europas darstellt. Dafür, dass das so bleibt, müssen die Kirchen gemeinsam in der Öffentlichkeit eintreten. Es ist auch nach wie vor wichtig, dass die christlichen Kirchen in Europa gemeinsam jedem Versuch widerstehen, Religion und Kirche für ethnische oder nationalistische Zwecke zu missbrauchen. Und es ist weiterhin nötig, dass die christlichen Kirchen Europas allen Formen von Antisemitismus und Antijudaismus in Kirche und Gesellschaft entgegenzutreten – ich ergänze: selbst wenn sich der Antisemitismus als sog. Israelkritik verkleidet. Die Selbstverpflichtung der Kirchen, *allen* Formen von Antisemitismus entgegenzutreten, schließt m.E. ein, jeder einseitigen, pauschalen und übersteigerten Kritik am Verhalten der israelischen Regierungen entgegenzutreten. Erlauben Sie, dass ich dazu zwei Beispiele bringe, um deutlich zu machen, was ich meine. Das erste betrifft den UN-Menschenrechtsrat, in dem zurzeit auch Österreich und Deutschland Sitz und Stimme haben. Diese UN-Organisation ist im Juni 2006 gegründet worden und hat seither Israel nicht weniger als 90-mal durch Resolutionen verurteilt, öfter als Syrien, Nordkorea, Iran, Jemen und Venezuela zusammengenommen. Das stinkt gewaltig, und zwar nach Judenhass. Dass europäische Regierungen sich daran beteiligt haben, dürfen die christlichen Kirchen ihnen nicht durchgehen lassen. Das zweite Beispiel: Die Frankfurter Rundschau hat am 5. März dieses Jahres in Bericht und Kommentierung den Eindruck erweckt, Israel würde den Palästinensern Impfstoff gegen Corona vorenthalten, und dabei von Apartheid in Israel gesprochen. Das ist jedoch beides sachlich falsch und nichts anderes als eine Form von israel-bezogenem Antisemitismus. Dagegen müssen Christen und Kirchen protestieren.

Zum Schluss möchte ich auch darauf aufmerksam machen, dass das Europa, von dem die Charta Oecumenica spricht, größer ist als die Europäische Union (EU). Gewiss sind inzwischen die meisten Länder auf dem europäischen Kontinent Mitglied der EU, aber eben nicht alle, Norwegen und die Schweiz z. B. nicht, und Großbritannien ist wieder ausgetreten. Den Kirchen Europas fällt damit die Aufgabe zu, das Bewusstsein dafür wachzuhalten, dass Europa als historisch-kultureller Raum auch die Länder umfasst, die nicht zur EU gehören. Der europäische Gedanke darf nicht von der Brüsseler Bürokratie monopolisiert werden. Der Wille der Kirchen Europas, „gemeinsam dazu bei[zu]tragen, Völker und Kulturen zu versöhnen“,<sup>12</sup> endet also nicht an den Grenzen der EU. Er ist

---

<sup>12</sup> Einleitung zur Charta Oecumenica.

aber auch innerhalb der EU relevant, vielleicht sogar zunehmend. Die Tatsache z. B., dass die Länder Polen, Tschechien, Slowakei und Ungarn innerhalb der EU ein Teilbündnis geschlossen haben, die sog. Visegrád-Gruppe, deutet neben anderem auch auf historisch-kulturell begründete Differenzen innerhalb der EU hin, die noch der Versöhnung harren. Diese Differenzen dürfen sich nicht noch weiter verfestigen und verdeckte Feindschaften entstehen lassen. Die Versöhnungsarbeit der Kirchen Europas kann mit dazu beitragen, dass in der EU kein Spaltpilz aufwächst. Möge Gott es gelingen lassen.

*Summary:*

The Charta Oecumenica was compiled as a primarily European document in 2001 and was signed by representatives of the Roman Catholic Church and the Conference of European Churches. It confesses the universal Church of Christ, calls for fellowship among the churches and emphasises the responsibility of European Christians for the development of Europe. Among its political tasks, reconciliation and the preservation of creation are particularly highlighted. The Charta calls for fellowship with Judaism and relations with Islam. It holds its obligations to conducting dialogue and maintaining cooperation, can offer orientation and stimulation in national contexts, and contribute to the development of the spiritual heritage of Christianity as an inspirational force for the benefit of Europe.

*Prof. Dr. Uwe Swarat*, Professor für Systematische Theologie, Theologische Hochschule Elstal, Johann-Gerhard-Oncken-Straße 7, 14641 Wustermark;  
E-Mail: [uwe.swarat@th-elstal.de](mailto:uwe.swarat@th-elstal.de)

---

Julian Kaiser

# Wurzeln schlagen und Frucht bringen

## Predigt über Psalm 1

---

Wir starten heute in eine neue Serie zu den Psalmen. Die Serie heißt „Mein Leben im Gespräch mit Gott“.<sup>1</sup> Genau das tun die Psalmen: Sie sind Lieder, Gebete und Meditationen, die das eigene Leben mit Gott ins Gespräch bringen.

Lasst uns gemeinsam Psalm 1 lesen (BasisBibel, 2012):

„Glücklich ist der Mensch, der nicht dem Vorbild der Frevler folgt und nicht den Weg der Sünder betritt. Mit Leuten, die über andere lästern, setzt er sich nicht an einen Tisch. Vielmehr freut er sich über die Weisung des Herrn. Tag und Nacht denkt er darüber nach und sagt Gottes Wort laut vor sich hin. Er gleicht einem Baum, der am Wasser gepflanzt ist. Früchte trägt er zu seiner Zeit, und seine Blätter welken nicht. Alles, was er tut, gelingt ihm gut.

Anders ist das bei den Frevlern: Sie gleichen der Spreu, die der Wind vom Dreschplatz fegt. Darum können die Gewalttätigen vor dem Gericht nicht bestehen. Und für die Sünder ist kein Platz in der Gemeinde der Gerechten.

Ja, der Herr achtet auf den Weg, den die Gerechten gehen. Doch der Weg der Gewalttätigen führt in den Untergang.“

Die Worte von Psalm 1 wecken in uns Sehnsucht – und Abwehr. Die Bilder und Gedanken, die der Psalm vorstellt, sind attraktiv – und abstoßend. Beides. Es geht um Wurzeln schlagen und Frucht bringen; um das Bild für einen glücklichen Menschen: Er gleicht einem Baum, der am Wasser gepflanzt ist. Früchte trägt er zu seiner Zeit, und seine Blätter welken nicht.

Klingt das attraktiv? Berührt das etwas in dir und bringt etwas zum Klingen? Mir geht das so. Ich kenne den Wunsch, fest verwurzelt zu sein; einen Ort zu haben, wo man Kraft schöpft und Weisheit für das Leben aufnimmt. Wie ein Baum, der an einem Bach gepflanzt ist. Seine Wurzeln nehmen das Wasser auf, er wächst und grünt und wird stark und bringt Früchte hervor. Ich finde, das klingt attraktiv. Und ich denke: Ja, so möchte ich leben!

Nicht alle Orte sind dafür gleich gut geeignet. Wenn wir an Israel und den vorderen Orient denken, wo der Psalm entstanden ist: An einem Felshang oder in der Wüste würde er nicht genug Nahrung finden. In der Trockenzeit müsste er die Blätter abwerfen – wie das die Bäume bei uns im Winter tun –, um durchzuhalten, bis es wieder genug Wasser gibt.

---

<sup>1</sup> Die Predigt wurde am 15. August 2021 in der Freien evangelischen Gemeinde Stuttgart gehalten. Sie war der Start in eine Predigtreihe mit dem Titel: Die Psalmen – Mein Leben im Gespräch mit Gott.

Es klingt so, als hätte dieser Baum hier den richtigen Ort gefunden, um Wurzeln zu schlagen: Früchte trägt er zu seiner Zeit, und seine Blätter welken nicht. Er findet seinen Halt und seine Nahrung an der richtigen Stelle. Deshalb kann er seine Bestimmung leben. Die Bestimmung, die in ihn als Baum hineingelegt ist: Er wächst und bringt Früchte hervor!

„Glücklich ist der Mensch“ (V. 1), ruft der Psalm! In der Gedankenwelt der Psalmen ist das mehr als ein kurzes, individuelles Glücksgefühl nach dem Motto: „Ich bin jetzt gerade mal happy.“ In der Gedankenwelt der Psalmen ist Glück mehr als das. Denn man kann sich in einem Moment glücklich fühlen und trotzdem falsch leben. Wir alle lernen das gerade bitter in globalem Maßstab an der Klimakrise. Wir haben jahrelang gut gelebt und uns gut gefühlt und merken jetzt: Es war trotzdem falsch. Und ist noch immer falsch. Wir müssen uns ändern!

Es geht in den Psalmen um mehr als ein subjektives Glücksgefühl: Es geht um objektives Wohlergehen. Um ein Glück, das von außen gesehen objektiv da ist, obwohl man in dem Moment vielleicht emotional Höhen und Tiefen hat. Um ein Glück, das nicht anderen Menschen schadet, sondern Früchte hervorbringt und Gutes weitergibt in dieser Welt! Um diese Art von Glück geht es.

Das klingt gut, oder? Für mich klingt das gut. Das ist attraktiv. Es passt zu einer Sehnsucht in mir. So möchte ich leben! Das Schwierige ist, zu entscheiden, wo dieser Ort ist, wo wir uns verwurzeln können. Wo ich hingehöre; wo ich Wurzeln schlage, damit ich wachse und Frucht bringe; wo ich meine Bestimmung finde. Um es mit Rey Skywalker zu sagen: „Ich brauche jemanden, der mir meinen Platz in alldem zeigt.“ (Star Wars, Die letzten Jedi, 1:01:41)

Dieser Platz, sagt unser Psalm, ist Gottes Wort. Denn was Gott uns sagt, ist keine höhere Theorie oder faszinierende Philosophie menschlichen Daseins, sondern Weisheit zum Leben. Im Alltag. In Höhen und Tiefen – in jedem Moment. Gottes Wort ist Gottes Wegweisung – er zeigt uns den Weg, den wir gehen und das Leben, das wir leben können. Gottes Wort *zeigt* uns nicht den Ort zum Wurzeln schlagen. Gottes Wort *ist* der Ort zum Wurzeln schlagen und zum Früchte bringen!

Das ist das Geheimnis des Menschen, von dem Psalm 1 redet. Er ist glücklich wie ein Baum am richtigen Platz: Ein solcher Mensch „freut sich über die Weisung des HERRN“ (V. 2). Er ist glücklich darüber, dass Gott ihn berät. Er sagt: „Ich bin so froh, Gott, dass du zu mir sprichst! Ich bin so froh, dass ich eine Wegweisung habe, die weise ist und nach der ich leben kann.“ Was Gott ihm sagt, ist ihm keine Last. Das ist ihm nicht zu viel. Sondern er lebt danach. Und er lebt gerne danach!

Viele Menschen beten zu Gott. Aber hier ist noch mal ein Unterschied: Hier ist nicht nur jemand, der Gott seine Anliegen sagt. Der Gott sagt, was ihn belastet und dann hofft, dass Gott es gut macht. Hier ist jemand, der im Gebet nicht nur redet, sondern in der Zeit mit Gott auch auf Gott hört, Gottes Wort hört und es aufnimmt und dann danach lebt. Dass Gott zu ihm spricht, ist ihm wichtig.

Deshalb nimmt er sich gerne Zeit dafür: „Tag und Nacht denkt er darüber nach und sagt Gottes Wort laut vor sich hin.“ (V. 2b) Bis heute lernen jüdische Kinder, die Heilige Schrift murmelnd zu lesen, nicht schweigend. Sie sollen Gottes Worte lesen *und* hören *und* nachsprechen – und dabei meditieren und reflektieren.

Wer sich an Gottes Worten freut und Zeit in sie investiert, der „gleicht einem Baum, der am Wasser gepflanzt ist. Früchte trägt er zu seiner Zeit, und seine Blätter welken nicht.“ (V. 3) Was für eine Perspektive auf ein Leben aus Gottes Wort heraus. Ich wette, das war bisher nicht Deine Perspektive auf Gottes Wort, wie wir es z. B. in der Bibel finden, wenn Du kein Christ bist! Und ich wette, wenn Du Christ bist, dann fühlt es sich trotzdem oft nicht so für Dich an, wenn Du die Bibel liest. Ob Du Christ bist oder nicht – es gibt für Dich etwas zu entdecken! Und zwar Gottes Wort nicht nur zu lesen, sondern danach zu leben. Die meisten Christen haben nämlich nicht ein Wissensdefizit, sondern ein Gehorsamsdefizit. Uns fehlt die Freude, weil wir Gottes Wort nicht für bare Münze nehmen und nicht alles darauf setzen, dass es wahr und richtig und die einzige Wahrheit ist, die uns leitet. Jesus sagt einmal sinngemäß: „Wer mich liebt, befolgt meine Worte. Dann werdet ihr erfüllt von Freude!“ (Vgl. Joh 15, 10-12; BasisBibel.) Das ist das Geheimnis des glücklichen Menschen, wie er hier in Psalm 1 beschrieben wird: Er freut sich über Gottes Wegweisung, weil er danach lebt – und dann sein Leben gelingt! Wie ein Baum am Wasser, der grünt und Früchte trägt. Das berührt eine Sehnsucht in vielen von uns!

In dem Psalm gibt es auch eine andere Seite. Da wird ein Kontrastbild geschildert, das irritiert und vielleicht sogar abstößt. Der Psalm schildert auch das Leben anderer Menschen – im Kontrast: „Glücklich ist der Mensch, der nicht dem Vorbild der Frevler folgt und nicht den Weg der Sünder betritt. Mit Leuten, die über andere lästern, setzt er sich nicht an einen Tisch.“ (V. 1)

Die Worte beschreiben Menschen, die böse oder kriminell sind, aber auch Menschen, die ihren Weg nicht mit Gott gehen und mit ihrem Leben das Ziel verfehlen. Und die Worte meinen Menschen, die zynisch und gewissenlos ihre eigenen Interessen verfolgen und sich damit auch noch lautstark vor anderen großtun.

Glücklich der Mensch, der sich nicht hier die falschen Vorbilder sucht und sich nicht auf deren Denken, Reden und Handeln einlässt! Ich glaube, soweit können die meisten von uns mitgehen. Das Schwierige kommt jetzt. Der Mensch, der sich in Gottes Wort verwurzelt, ist wie ein Baum am Wasser, der grünt und Frucht bringt. Die Menschen, die das nicht tun, sind das nicht: „Sie gleichen der Spreu, die der Wind vom Dreschplatz fegt.“ (V. 4)

Nach der Ernte wurde das Getreide auf dem Dreschplatz ausgebreitet und gedroschen, also geschlagen. Dabei brechen die Hülsen auf und die Körner kommen raus. Die wertlosen Reste sind die Spreu. Sie wird von den Körnern getrennt, indem man alles zusammen mit der Schaufel in die Luft wirft. Die Getreidekörner sind schwer – sie fallen wieder zu Boden. Die Spreu ist leicht. Sie wird vom Wind weggeblasen. So sind die Menschen, die sich nicht an Gottes

Wort halten, sagt unser Psalm. Sie gleichen der Spreu, die der Wind wegfeht. Sie sind haltlos. Ihr Leben trägt keine Frucht. Das will niemand – niemand will so sein und so leben. Und die Menschen, die sich nicht in Gott verwurzeln und nach seinem Wort leben werden in Gottes Gericht nicht bestehen: „Darum können die Gewalttätigen vor dem Gericht nicht bestehen.“ (V. 5)

Das hat Auswirkungen für die Gemeinde als Gemeinschaft der Glaubenden. „Für die Sünder ist kein Platz in der Gemeinde der Gerechten. Ja, der Herr achtet auf den Weg, den die Gerechten gehen. Doch der Weg der Gewalttätigen führt in den Untergang.“ (V. 5d.6)

Klingt das nicht exklusiv – ausgrenzend und anmaßend? Wie kann die Person, die den Psalm geschrieben hat, behaupten, dass jeder, der anders lebt als sie selbst, es für richtig hält, ein Sünder ist und verloren geht? Ich kann mir vorstellen, das klingt für manche von uns, als ob ganze Gruppen von Menschen abgewertet werden – wie „hate speech“. Muss man nicht alle Arten zu glauben und zu leben gleichberechtigt nebeneinander stehenlassen?

Das ist eine gute Frage. In unserer Gesellschaft ist dieser Gedanke weit verbreitet und eine Art Glaubensgrundsatz: „Es ist egal, was du glaubst. Es ist egal, wie du lebst. Es ist alles okay – Hauptsache, es passt für dich.“ Stimmt das? Ist das wahr?

Denke noch mal an den Baum: Es ist eben nicht egal, wo sich der Baum verwurzelt. Es ist nicht egal, wo der Baum seinen Halt findet. Es ist nicht egal, auf welchem Grund Du stehst. Weil nicht jeder Grund Dir hilft zu leben, zu wachsen und gute Früchte zu tragen! Es gibt einen Zusammenhang zwischen Input und Output. Zwischen unserem Handeln und dem Ergebnis in unserem Leben. Ich meine: Wenn wir das bedenken, können wir nicht ernsthaft glauben, dass jeder tun kann, was er will, und am Ende kommt immer ein erfülltes, gelingendes Leben heraus. Wir können nicht ernsthaft glauben, es ist völlig egal, wie man lebt, und am Ende findet Gott das gut und gibt seinen Segen!

Es muss objektive Maßstäbe für ein gelingendes Leben geben. Wenn wir die sozialen, ökologischen und spirituellen Folgen berücksichtigen, wenn wir betrachten, welche Folgen unser Verhalten in Beziehungen hat, in denen wir leben, dann kann es nicht egal sein, worauf wir unser Leben bauen und nach welchen Maßstäben wir unser Leben ausrichten. Genau das ist es, was Psalm 1 sagt. Wer das nicht tut, was Gottes Wegweisung zuwiderläuft, sondern Freude an Gottes Wort hat und sein Leben danach ausrichtet, der „gleicht einem Baum, der am Wasser gepflanzt ist. Früchte trägt er zu seiner Zeit, und seine Blätter welken nicht“. (V. 3)

Genau das ist der Gedanke von Psalm 1: Es ist nicht egal, nach welchen Glaubenssätzen und Wertmaßstäben Du lebst. Es ist nicht egal, wo Du Dich verortest und verwurzelt. Sondern es hat Auswirkungen. Du brauchst den richtigen Platz, den richtigen Ort für Deine Wurzeln. Und dann wächst Du und wirst stark und grünst wie ein Baum, Deine Blätter verwelken nicht und Du trägst Früchte!

Aber wer kann das schon mit Überzeugung von sich selbst sagen? Wer lebt denn so gerecht, so gut, so voller Freude an Gottes Wort und gehorsam gegenüber seiner

Weisung? Es gibt nur einen, der das von sich sagen kann: „Ich sage das, was Gott mich gelehrt hat. Ich tue immer, was ihm gefällt.“ (Vgl. Joh 8, 28-30; BasisBibel.) Das ist Jesus Christus. Er ist gerecht. Er hat in jedem Moment seines Lebens und seines Sterbens voller Freude getan, was Gott will. Er ist das Wort und die Wegweisung Gottes, verkörpert in einem Menschen. Er ist der richtige Ort für Dich zum Wurzeln schlagen. Er ist der Ort, wo Du wächst und Früchte trägst.

Die Bibel überliefert ein Gespräch von Jesus mit einer Frau am Jakobsbrunnen. Zu ihr sagt er: „Wer von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, wird nie wieder Durst haben. Denn das Wasser, das ich ihm geben werde, wird in ihm zu einer Quelle werden: Ihr Wasser fließt und fließt – bis ins ewige Leben.“ (Joh 4, 14; BasisBibel)

Jesus ist der Ort, an dem Du Halt findest und Deine Wurzeln Wasser des Lebens finden. Denn Jesus ist mehr als ein Lehrer. Mehr als ein Vorbild, das wir vielleicht nie erreichen können. Du kannst in sein Leben reinkommen und er in Deins. Weil er sich am Kreuz ganz und gar mit Dir identifiziert hat. Mit Deinen Erfolgen und Niederlagen, Deinen Siegen und Deinem Scheitern, allem Guten und Bösen in Deinem Leben hat Jesus sich voll und ganz identifiziert. Er hat das mit in den Tod genommen. Und er ist auferstanden und lebt. Und er will, dass Du dieses Leben mit ihm lebst! Er will, dass Du Dich in ihm verwurzelst, in ihm das Wasser des Lebens findest, wächst und Frucht bringst! Vielleicht fragst Du Dich: „Wie soll ich das denn schaffen?“ Es ist ganz einfach: Du verwurzelst Dich in Jesus, indem Du an ihn glaubst; indem Du sagst: „Ja, Jesus, ich nehme Dich beim Wort! Was Du sagst, stimmt. Du sagst, Du bist das Wasser des Lebens? Ich nehme das für bare Münze! Du sagst, Du wirst meinen Durst stillen? Ich glaub Dir. Ich setze alles auf Deine Karte!“

Du verwurzelst Dich am richtigen Ort – im Leben von Jesus Christus, in der Gemeinschaft mit ihm – indem Du an ihn glaubst. Halte Dich an Jesus fest! Grab Deine Wurzeln in ihn! Glaube an ihn, vertraue ihm und lass Dich auf seinen Namen taufen. Finde die Freude an Gott in Jesus. Grab Deine Wurzeln noch weiter und tiefer in das lebensspendende Wasser, das in dieser Person zu finden ist: Jesus Christus! Dann wirst Du wachsen und grünen, stark werden und Früchte tragen. Dann kann man Dich glücklich nennen!

*Amen.*

*Pastor Julian Kaiser* (BFeG), Freie evangelische Gemeinde Stuttgart, Kornbergstraße 7-9, 70176 Stuttgart; E-Mail: [julian.kaiser@feg.de](mailto:julian.kaiser@feg.de)

---

Miriam John

## Kommentar zur Predigt von Julian Kaiser zu Psalm 1

---

### I Zur Struktur und zum Predigtziel

- Einleitung mit Predigttext
- 1. Teil: Menschen, die verwurzelt sind und Frucht bringen
- 2. Teil: Menschen, die vergehen und deren Leben keine Frucht bringt
- Christologisches Fazit

Die Predigt „Wurzeln schlagen und Frucht bringen“ von Pastor Julian Kaiser beginnt mit einer kurzen Einleitung. Mit der Predigt beginnt eine neue Predigtreihe zu den Psalmen, deren Ziel es ist, das eigene Leben ins Gespräch mit Gott zu bringen. Daraufhin wird der Predigttext Psalm 1 verlesen.

Der Prediger unterstellt den Predigthörerinnen und Predigthörern zwei Emotionen auf den Bibeltext: Sehnsucht und Abwehr. Diese Emotionen greifen die zwei Bilder des Psalms auf, die als Gliederung für die Predigt dienen.

Zunächst geht es um den Wurzeln schlagenden und Frucht bringenden Baum. Damit ist der Mensch gemeint, der aus dem Wort Gottes und seiner Weisung heraus lebt. Der Prediger greift das Sehnsuchtsbild auf, erklärt es und führt es aus.

Ein zweiter Teil beleuchtet das Kontrastbild, das den Prediger entsprechend irritiert und abstößt. Es werden Menschen beschrieben, die böse oder kriminell sind, ihren Weg nicht mit Gott gehen und/oder gewissenlos eigene Wege und Interessen verfolgen. Solche Menschen werden – mit Psalm 1 gesprochen – wie Spreu verweht. Mit Vers 5 des Bibeltextes schlussfolgert der Prediger die Auswirkungen auf die Glaubensgemeinschaft, in der solche Menschen keinen Platz haben können. Es folgen zwei Hörereinwände. Ist dieser Ansatz nicht zu exklusivistisch?

Der zweite Einwand führt den Prediger direkt zum christologischen Schluss. Es ist der Einwand, dass niemand dem Gehorsamsanspruch gerecht werden kann. Es gibt nur eine Person, die das Sehnsuchtsbild des Psalms voll erfüllen kann: Jesus. Daher ist die Schlussfolgerung, dass Christen sich in Jesus verwurzeln sollen, damit auch sie Früchte tragen können. Daraus erwächst ein glückliches Leben, von dem der Psalm 1 spricht.

Das Ziel der Predigt würde ich mit folgenden Worten beschreiben: Verwurzele dich in Jesus Christus. Er ist das Wort Gottes. Durch ihn gibt es glückliches Leben. Als Christ kann ich das Ziel, in Jesus Halt, Glück und Weisung für mein Leben zu finden, sehr gut unterstreichen. Dies durchzubuchstabieren ist Aufgabe für mein gesamtes Leben.

Auch die grundsätzliche Struktur der Predigt kann ich gut nachvollziehen und ergibt sich für mich aus dem Predigttext. Ich finde es gut, dass der Prediger sich eng an den Bibeltext hält und die Bilder daraus immer wieder aufgreift.

Auch wenn ich das grundsätzliche Predigtziel unterstreichen kann, finde ich es für diesen Bibeltext überraschend. Diese abschließende Deutung des Psalms auf Jesus Christus ist nur mit einer christologischen Brille möglich. Vielmehr hätte es mich zunächst interessiert, was der Bibeltext den Menschen der damaligen Zeit hat sagen wollen. Ich frage mich, wie sie diese zwei menschlichen Prototypen verstanden haben. Klingt in den Bildern vom guten und vom bösen Menschen, vom gelingenden und scheiternden Leben eine eschatologische Perspektive durch? Oder sind das Gegenwartsbeschreibungen, wie die Menschen damals „wahrgenommen und einsortiert“ wurden? Handelt es sich um überzogene Darstellungen, um auf der einen Seite zu gewinnen oder auf der anderen Seite abzuschrecken? Damit verbunden ließen sich wahrscheinlich auch die Hörereinwände in der Predigt erklären.

Mir fehlt in der Predigt der historische Abstand zum Bibeltext und die genaue Exegese. Das Proprium des Textes möchte ich natürlich mit meinem christlichen Glauben in Verbindung bringen und in dieser Hinsicht weiterdenken oder neu justieren. Ich habe aber das Gefühl, dass der alttestamentliche Text und die damit verbundene Lebenswirklichkeit nur in Ansätzen herausgearbeitet wurden. Ein Beispiel dafür: Im Bibeltext wird vom Wort Gottes und den Weisungen gesprochen. In der Predigt wird das unkommentiert mit Bibel, der Heiligen Schrift oder am Ende Jesus als Wort Gottes erklärt. Für die damaligen Juden kann aber nur die Tora gemeint sein. Für uns Christen erweitert sich der Begriff des Wortes Gottes. Das klarer zu differenzieren, hätte ich mir gewünscht.

## 2 Hörerebene

Der Prediger wählt einen direkten Predigteinstieg, der ohne Schnörkel gestaltet wurde. Auch das Thema der neu startenden Predigtreihe ist eher sachlich. Im besten Falle fühle ich mich als Hörer informiert. Ich bin abwartend interessiert, aber noch nicht übermäßig neugierig. Für meinen persönlichen Geschmack hätte der Einstieg noch bunter sein können. Gerade für eine neue Predigtreihe möchte ich als PredigthörerIn gewonnen werden. Vielleicht gibt es ja auch einen persönlichen Bezug des Predigers, warum er diese Reihe gerade jetzt durchführen möchte. Dadurch hätte mich der Einstieg noch mehr gewinnen können.

Positiv nehme ich die schnelle Überleitung zum Bibeltext wahr. Dieser steht im Mittelpunkt und ist Grundlage der Predigt.

Immer wieder macht der Prediger sich zum Beispiel. Er erzählt, wie bestimmte Verse und Bilder auf ihn wirken. Welche Emotionen dies bei ihm auslöst (z. B. *„Klingt das attraktiv? Berührt das etwas in dir und bringt etwas zum Klingen? Mir geht das so. Ich kenne den Wunsch, fest verwurzelt zu sein; einen Ort zu haben, wo man Kraft schöpft und Weisheit für das Leben aufnimmt.“* oder: *„Das*

*klingt gut, oder? Für mich klingt das gut. Das ist attraktiv. Es passt zu einer Sehnsucht in mir. So möchte ich leben!*“). Da, wo das geschieht, werde ich als Hörerin abgeholt. Ich kann für mich prüfen, ob ich das auch so wahrnehme. Ich kann eine Bindung zur Person des Predigers aufbauen.

Darüber hinaus wählt der Prediger immer wieder Formulierungen, die mich vereinnahmen (z. B. *„Die Worte von Psalm 1 wecken in uns Sehnsucht – und Abwehr.“* oder: *„Das berührt eine Sehnsucht in vielen von uns.“* oder: *„Das will niemand – niemand will so sein oder so leben.“* Oder: *„Wir können nicht ernsthaft glauben ...“*). Sie lösen in mir Widerstand aus, denn ich frage mich, woher möchte der Prediger wissen, wie ich den Text oder das Bild wahrnehme? Diese Vereinnahmungen irritieren und lenken mich vom Inhalt und dem Gedankengang der Predigt ab. Sie lösen unnötigen Widerstand aus, der leicht hätte vermieden werden können.

Interessant und anregend empfinde ich Predigtpassagen, in denen der Prediger theologisch Stellung bezieht und versucht, die Gegenwart zu deuten. So stellt er am Ende des 1. Teils (Menschen, die verwurzelt sind und Frucht bringen) fest, dass es bei uns Christen kein Wissensdefizit in Bezug auf das Wort Gottes gibt, sondern ein Gehorsamsdefizit. Wir handeln zu wenig danach. Das mag auf der einen Seite stimmen. Meiner Beobachtung nach gibt es in unseren Gemeinden aber auch ein enormes Wissensdefizit in Bezug auf die Bibel. Darüber ins Gespräch zu kommen, wäre sicherlich spannend.

Ein weiteres anregendes Beispiel ist für mich der Hörereinwand zur Exklusivität des christlichen Glaubens. Julian Kaiser sagt: *„Muss man nicht alle Arten zu glauben und zu leben gleichberechtigt nebeneinander stehen lassen? Das ist eine gute Frage. In unserer Gesellschaft ist dieser Gedanke weit verbreitet und eine Art Glaubensgrundsatz: „Es ist egal, was du glaubst. Es ist egal, wie du lebst. Es ist alles okay – Hauptsache, es passt für dich.“* An dieser Stelle scheint mir die Gegenwartsdeutung zu einseitig. Ist es nicht auch möglich, eine klare Meinung zu vertreten und trotzdem respektvoll mit anderen Meinungen umzugehen? Natürlich ist es nicht egal, wie ich als Christ lebe. Aber ein Urteil über meine Mitmenschen muss nicht ich, sondern Gott fällen. Zudem nehme ich auch glückliches und scheinbar gelingendes Leben ohne Gott wahr. Auch die Bibel kennt diese Grenze des Tun-Ergehen-Zusammenhangs. Diese Wahrnehmung entbindet mich als Christ jedoch nicht, mein Leben in Worten, Gedanken und Handeln auf Gott und seine Weisung auszurichten. Denn genau da macht der Psalm 1 Mut. Es macht einen Unterschied, das gesamte Leben auf Gott auszurichten.

### 3 Hilfestellungen zum Umsetzen

Immer wieder bringt der Prediger die starken Bilder des Psalms zum Klingen. Er greift echte Sehnsuchtsbilder auf, die auch in mir eine Resonanz erzeugen. Dabei wiederholt der Prediger aber oftmals die Bilder wortwörtlich aus dem Psalm. Ich hätte es mir gewünscht, dass das eine oder andere Bild noch stärker ausgeführt

und weitergedacht wird. Besonders am Ende deutet er das Bild auf Jesus und die Beziehung zu ihm. Ich soll mich in Jesus verwurzeln. Auch wenn der Prediger sagt, was das für ihn bedeutet („*Es ist ganz einfach: Du verwurzelst Dich in Jesus, indem Du an ihn glaubst; indem Du sagst: „Ja, Jesus, ich nehme Dich beim Wort! Was Du sagst, stimmt. Du sagst, Du bist das Wasser des Lebens? Ich nehme das für bare Münze! Du sagst, Du wirst meinen Durst stillen? Ich glaub Dir. Ich setze alles auf Deine Karte!*“), fehlt es mir an Hilfestellung für den Alltag. Wie sieht es konkret aus, wenn ich Jesus beim Wort nehme und alles auf seine Karte setze? Wie kann ich in Jesus wachsen und mich bei ihm verwurzeln? Psalm 1 verweist auf das Wort Gottes. Für mich als Christ ist das in der Doppeldeutigkeit Bibel und Beziehung zu Jesus zu verstehen. Aber wie kann das konkret aussehen für langjährige Christen? Für Neueinsteiger? Für Jugendliche? Die Gefahr des Predigtschlusses besteht für mich in einem ehrlichen „Amen – das möchte ich tun“, das ohne jegliche praktische Konsequenz bleibt. Welche Basics und welche kreativen Ideen gibt es, solch ein Baum zu werden, der wächst, gedeiht und Früchte bringt? Als Predigthörer wünschte ich mir noch mehr Hilfestellung für den Alltag. Denn das Anliegen der Predigt ist unglaublich wertvoll. Wir glauben daran, dass das Leben mit dem dreieinigen Gott einen Unterschied macht. Wir glauben, dass unser Leben schon im Hier und Jetzt und in Zukunft gut und reich wird. Das dürfen wir immer wieder neu durchbuchstabieren und für unser Leben konkretisieren.

*Pastorin Miriam John* (BEFG), Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde Holzminden, Fürstenberger Straße 43, 37603 Holzminden; E-Mail: [miriam.na@web.de](mailto:miriam.na@web.de)

## Rezensionen

---

**HEINRICH CHRISTIAN RUST: Zuhause in der Schöpfungsgemeinschaft. Dimensionen einer ökologischen Spiritualität, Cuxhaven: Neufeld Verlag 2021, kt., 256 S., ISBN 978-3-86256-176-6, € 19,90.**

Heinrich Christian Rust hat ein wichtiges und gutes Buch geschrieben. Als Autor von Büchern zu verschiedenen Themen der charismatischen Gemeindeentwicklung betritt er mit diesem Werk Neuland und erschließt seinen Leserinnen und Lesern das Themenfeld der ökologischen Spiritualität, das in freikirchlichen Kontexten weitgehend unterbelichtet ist. Weil diese Situation in einem eklatanten Missverhältnis zur Bedeutung und Dringlichkeit der medial allseits präsenten ökologischen Krise steht, ist es so erfreulich, dass Rust sich dieser Herausforderung gestellt hat. Er legt eine Darstellung vor, die aus der Beschäftigung mit vielen einschlägigen Publikationen zum Thema und einer gründlichen Relecture biblischer Texte erwachsen ist. Sie ist kenntnisreich, durchweg verständlich, im Duktus nachvollziehbar, im Impetus ermutigend, streckenweise sehr persönlich und enthält nicht zuletzt weitreichende theologische Weichenstellungen. Auch stilistisch Überraschendes wird geboten: So wird die Leserin und der Leser im Prolog in den Dialog mit einer Blattlaus involviert, die im Garten des Autors beheimatet ist, unter seinen gärtnerischen Vernichtungsversuchen zu leiden hatte und den Leser für die Hauptthese des Verfassers sensibilisiert: dass sich alle Lebewesen in einer umfassenden, geistgewirkten Schöpfungsgemeinschaft befinden.

Die Hauptthese ergibt sich aus dem Ansatz des Buches, das Thema der Ökologie unter der Leitperspektive einer ökologischen *Spiritualität* zu entfalten. Damit wird es nicht einem bestimmten Ort traditioneller Dogmatik, z. B. der Schöpfungslehre, zugewiesen, sondern als Theologie der Spiritualität entfaltet. Der Verfasser versteht diese so, dass die Frage nach Gott, Kosmos und Mensch unter besonderer Berücksichtigung der Wirksamkeit des Geistes Gottes entfaltet wird. Hier zeigt sich die Kontinuität zu früheren Arbeiten und seinem theologischen Ansatz insgesamt.

Das Buch gliedert sich in zwei große Kapitel, die insgesamt 27 Unterpunkte aufweisen. Das erste Kapitel entfaltet die theologischen Grundlagen mit inhaltlichen Weichenstellungen, das zweite die Dimensionen ökologischer Spiritualität mit ihren Konsequenzen für Christen und Gemeinden.

Der Verfasser legt ein weites Verständnis von der Wirklichkeit und Wirksamkeit des Heiligen Geistes zugrunde, wenn er festhält, dass der Geist „in jedem Geschöpf und in der Schöpfungsgemeinschaft gegenwärtig“ (S. 32) ist und alles Leben in der Schöpfung hervorbringt. Das Nachdenken über Ökologie erhält somit einen pneumatologischen Zugang, der aber umgehend in ein trinitarisches Denken eingeordnet wird, mit der Konsequenz, dass die Schöpfung selbst „als trinitarischer Vorgang“ (S. 34) verstanden wird. Dieser Ansatz führt den Verfasser dazu, die Schöpfung nicht als einen Zustand, sondern als einen Prozess zu begreifen. Folglich deutet er die Schöpfungswirklichkeit in ihrer ökologischen und kosmischen Dimension von ihrem Ziel her. Damit überwindet er eine – gerade in evangelikal geprägter Theologie oft begegnende – Entgegensetzung von gefallener Schöpfung und Erlösung bzw. Vollendung und einer entsprechenden eschatologischen Orientierung. Demgegenüber hält Rust fest: „Es geht in der in der christlichen

ökologischen Spiritualität nicht nur um ein ‚Bewahren und Pflegen‘ der alten Schöpfung, sondern gleichsam um ein Ausrichten auf die neue Schöpfung ... um ein hoffnungsvolles Erwarten aufgrund der Verheißungen Gottes.“ (S. 40) Diese Sicht wird durch eine Darstellung von Entwicklungsphasen der neuen Schöpfung untermauert (S. 41 ff), die allerdings die Differenzen der Eschatologien im Neuen Testament nicht darstellt. Stattdessen entfaltet der Verfasser eine trinitarische Sicht des Schöpfungsprozesses, der vorläufig im Pfingstereignis seinen Höhepunkt hatte. Dort wurde mit der Kirche die ganze Schöpfung in eine „neue geistliche Dimension“ (S. 48) gestellt. Die Pointe dieser Aussage: Gottes Geist ist nicht nur um, neben und bei uns, sondern er verbindet sich mit und ist in uns. Die Geisterfüllung des Menschen ist für den Autor gerade auch im Blick auf die Ökologie elementar, weil nur so eine ethische Engführung des Themas überwunden und Ökologie als Berufung zu einem vom Gottesgeist durchdrungenen Leben in der Schöpfungsgemeinschaft durchsichtig wird. Als Fundament für christliches Leben in der Schöpfungsgemeinschaft gilt dem Verfasser eine Transformation der Herzen (S. 49), die er als Dreh- und Angelpunkt allen menschlichen Handelns erachtet.

In einem längeren Kapitel über die Zukunft der Welt, setzt er sich mit traditionellen eschatologischen Modellen auseinander (Chiliasmus etc.) und überwindet deren Probleme, indem er die Zukunft der Welt als Verwandlung dieser Erde in eine vollendete neue Schöpfung versteht. Die theologische Pointe lautet, dass das göttliche Heil nicht ohne die Erde und schon gar nicht als Vernichtung der Erde gedacht werden kann: „kein Heil ohne Erde!“ (S. 69) lautet einer der Spitzensätze des Buches.

An diesen Gedankengang schließt sich eine Relecture des sogenannten Herrschaftsauftrags als Dienstauftrag an. Es folgt eine Betrachtung veganer Lebensweise (mit einem Plädoyer, den Fleischkonsum entschieden einzuschränken) und ein Plädoyer für einen Umschwung von einem auf den Menschen fixierten Denken (Anthropozän) zu einem Verständnis von Mitgeschöpflichkeit. Die Beschäftigung mit der Gaja-Theorie und ein Anschluss an die Theologie Jürgen Moltmanns führen den Verfasser zu einem Verständnis der Erde als „mitschöpfendes Geschöpf“ (S. 99), das als „Gesamt-Organismus“ (S. 100) mit einer eigenen Spiritualität (S. 101; mit Bezug auf Jes 49,13 und 1 Chr 17,31 [Achtung Fehler; richtig wäre 1 Chr 16,31!]) zu betrachten ist. Erde und Kosmos sind somit nicht nur Raum und Gegenstand menschlichen Handelns, sondern „Mitgeschöpfe Gottes, mit denen wir in einer gemeinsamen spirituellen Koexistenz stehen“ (S. 104). Der skizzierte Gedankengang wird in Kapitel 16 neu aufgegriffen und trinitarisch bedacht. An diesem für eine ökologische Spiritualität wichtigen Punkt wäre die Klärung hilfreich gewesen, inwiefern der Terminus „Spiritualität“ zugleich auf Lebewesen mit und ohne Bewusstsein angewendet werden kann. Diese findet sich allerdings nicht. Die Pointe des Verfassers ist aber klar und ihr ist zuzustimmen: Aus umweltbewusstem Verhalten soll geisterfülltes Leben in, mit und für die Schöpfung werden.

Im zweiten Kapitel werden die Linien ökologischer Spiritualität in verschiedene Richtungen ausgezogen. Auch hier denkt der Autor weit und schlägt Schneisen, um die interreligiöse Weite (S. 123-130) und die mystische Tiefendimension des Themas (S. 139-148) einzufangen. Auch eine ökumenische Sicht fehlt nicht, in der einerseits Wegmarken ökumenischer Dialoge aufgenommen und andererseits Perspektiven über die verfassten Kirchen hinaus entwickelt werden (S. 160-172). Auch Überlegungen, die die Ortsgemeinde betreffen, eine Übersicht über Handlungsempfehlungen und Arbeitshilfen und schließlich Ausführungen über eine Verkündigung in und mit der Schöpfung fehlen nicht. Damit liefert der Verfasser ganz konkrete Hinweise für die praktische Weiterarbeit, vor

allem will er aber für eine umfassende Solidarität mit der Schöpfung sensibilisieren, die in der „Zugehörigkeit alles Lebendigen zum lebensspendenden Gott“ (S. 197) gründet und aus der Mitgefühl und Selbsteinschränkung (S. 140) als konkrete Handlungsoptionen erwachsen.

Man muss dem Verfasser nicht in allen Details folgen. Manche werden sich andere Akzente wünschen, andere wiederum ausführlichere Darstellungen – der Rezensent z. B. zu den Stichworten Gaja-Theorie und Panentheismus (S. 105). Insgesamt stößt Heinrich Christian Rust auf überzeugende Weise eine theologische Tür auf, durch die Leserinnen und Leser aus unterschiedlichen Frömmigkeitstraditionen mit guten Gründen hindurchgehen können und sollten. Deshalb sind diesem Buch viele Leserinnen und Leser zu wünschen, die dafür sorgen, dass eine ökologische Spiritualität im Leben von Einzelnen und Gemeinden fest verankert wird.

Prof. Dr. Oliver Pilnei, Professor für Praktische Theologie, Theologische Hochschule Elstal, Johann-Gerhard-Oncken-Straße 7, 14641 Wustermark;  
E-Mail: oliver.pilnei@th-elstal.de

**THOMAS KAUFMANN, Die Täufer. Von der radikalen Reformation zu den Baptisten, München: C. H. Beck 2019 (C. H. Beck Wissen 2897), 128 S., 7 Abb., 1 Karte. ISBN 978-3-406-73866-1 (auch E-Book), € 9,95.**

Thomas Kaufmann, Professor für Kirchengeschichte in Göttingen und Leibniz-Preisträger 2020, ist weit über das wissenschaftliche Fachpublikum hinaus als Historiker der Reformation bekannt, nicht zuletzt durch seine anregend kritischen Feuilletonbeiträge in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung rund um das Reformationsgedenkjahr 2017. Mit „Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation“ (München 2016) brachte er es auf die Spiegel-Bestsellerliste. Sein 128 Seiten umfassendes Luther-Büchlein in der Reihe C. H. Beck Wissen (2010, fünfte Auflage 2017) ist durch die souveräne Konzentration und Akzentuierung des Stoffs gleichermaßen ein Gewinn für Neugierige, Studierende und Fachleute.

Auf derselben, vom Verlag vorgegebenen knappen Seitenzahl gibt Kaufmann in „Die Täufer“ einen prägnanten und zugleich differenzierten Überblick über Ursprünge und Entwicklung der täuferischen Bewegungen. Auf eine Heranführung an das Thema, die einen weiten Bogen von der Wahrnehmung der Täufer in der Polemik zeitgenössischer Gegner bis zur Historiographie der Gegenwart skizziert (S. 7-17), folgen vier Abschnitte über Entstehung und Eigenart täuferischer Bewegungen und Gruppen bis zur Konsolidierung mehrerer täuferischer Gemeindeformen mit jeweils unterschiedlichem konfessionellem Profil. Ein fünfter Abschnitt zieht, etwas knapp, eine theologische und religionskulturelle Zwischenbilanz des reformationszeitlichen Täuferturns. Diese ersten fünf Kapitel zeichnen sich durch Dichte und Kohärenz der Darstellung aus.

Als sechstes und siebtes Kapitel (S. 88-107) schließen sich ein sehr geraffter Überblick über die weitere Entwicklung der aus dem Täuferturn hervorgegangenen konfessionellen Traditionen (Mennoniten, Hutterer, Amische) seit dem 17. Jahrhundert in Europa und Nordamerika und ein nur locker mit dem Vorangegangenen verbundener, gedrängter Abriss der Geschichte der Baptisten an. Als gegenwartsrelevanten Aspekt der täuferischen Traditionen hebt Kaufmann in einem engagierten Epilog (S. 108-115) die Ausbil-

derung der Kirchenform der Freiwilligkeitskirche hervor. Ein bibliographischer Anhang führt eine sinnvolle Auswahl von Quelleneditionen und Forschungsbeiträgen auf.

Die Einbeziehung der Baptisten ist sehr zu begrüßen, allein schon deshalb, weil es wünschenswert wäre, dass das schlanke Bändchen zahlreiche Leser unter den Baptisten und in anderen Freikirchen findet. Allerdings wird die Frage, inwiefern die baptistische Tradition mit „dem Täuferum“ zusammenhängt, nicht ganz plausibel beantwortet. Hier könnte man stärker betonen, dass das „Täuferum“ kein in sich zusammenhängendes historisches Phänomen oder eine konfessionelle Tradition wie etwa das Luthertum oder der Calvinismus ist: Die Zürcher Täufer von 1525 und die Münsteraner Täufer von 1534 verband außer der Ablehnung der Kindertaufe wenig, direkte Traditionszusammenhänge liegen nicht vor.

Streng genommen taugt der Begriff „Täufer“ lediglich als typologische Kategorie, die diejenigen aus (oder infolge) der Reformation entstandenen Bewegungen und Gruppen bezeichnet, die die Kindertaufe ablehnten und die ausschließlich die Taufe mündiger Personen praktizierten. Und dazu zählen dann auch Gruppen über den deutschen und niederdeutsch-niederländischen Sprachraum hinaus, so die kurzlebigen norditalienischen Täufergemeinden, die sich um 1550 einer antitrinitarischen Theologie zuwandten, die Polnischen Brüder, die um 1600 die Lehre Fausto Sozzinis annahmen, und eben auch die englischen baptistischen Gruppen, die unter Aufnahme mennonitischer Einflüsse im 17. Jahrhundert aus dem radikalen Puritanismus heraus entstanden. Die Überwindung des „Germanozentrismus“ der Täuferforschung, deren Perspektive traditionell auf den oberdeutschen und niederdeutsch-niederländischen Sprachraum beschränkt ist, kann aber verständlicherweise nicht von einer knappen Überblicksdarstellung erwartet werden.

Der präzise und elegant formulierte Text enthält vereinzelt Druckfehler (S. 15 f. „Georg Hunston Williams“ statt „George Huntston W.“; S. 37 „Gröschl“ statt „Göschl“) und Auslassungen (S. 40, Abs. 2, Z. 4 fehlt „Karlstadts“ nach „Ausweisung“; S. 47, Z. 4 v. u. fehlt „geistliche“ vor „Untersuchung“, gemeint ist ein kirchlicher Inquisitionsprozess), in einigen Fällen auch Ungenauigkeiten (S. 66, Zwischenüberschrift, versehentlich „Böhmen“ statt „Mähren“; S. 68, Z. 9, „reguläre Untertanen“, trifft nicht zu; S. 71 „eine erneute Taufe war nicht obligatorisch“ ist missverständlich; S. 99, Z. 3 v. u. „dreimaliges“ ist zu tilgen; S. 103, Abs. 2, Z. 5, „Weltkirche“ ist missverständlich; S. 106, Abs. 1, Z. 4/3 v. u. „Bruderrat“ muss heißen „Bundesrat“). Diese Erbsenzählereien erlaubt sich der Rezensent nur, um das Buch umso mehr zu empfehlen: Kaufmanns „Die Täufer“ gehört auf jeden freikirchlichen Büchertisch, zumal im Vorfeld des Jahres 2025, in dem sich die Taufe der Zürcher Prototäufer um Konrad Grebel und Felix Mantz zum fünfhundertsten Mal jähren wird.

Prof. Dr. Martin Rothkegel, Professor für Kirchengeschichte, Theologische Hochschule Elstal, Johann-Gerhard-Oncken-Straße 7, 14641 Wustermark;  
E-Mail: martin.rothkegel@th-elstal.de

**CLAUBEN, CARSTEN/DZIEWAS, RALF/SAGER, DIRK (Hg.): Dogmatik im Dialog, Beihefte zur ökumenischen Rundschau 132, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2020, kt., 536 S., ISBN 978-3-37406716-9, € 98,00.**

In diesem Sammelband würdigen Weggefährten das vielfältige Wirken von Uwe Swarat, indem sie durch ihre Beiträge den weiten Horizont sichtbar machen, in dem der Jubilar in seinem bisherigen Lebenswerk sein theologisches Denken entfaltet hat.

Der Begriff des Dialogs ist im Titel programmatisch gewählt. Denn tatsächlich lässt sich das theologische Werk Uwe Swarats als Ausdruck eines dialogischen Denkens lesen, innerhalb eines Gesprächs der Konfessionen, das nur sinnvoll geführt werden kann als Gespräch mit der verzweigten Geschichte des Christentums, aber auch der theologischen Disziplinen untereinander. Deutlich wird das schon anhand der fünf Sektionen dieses Buches: I Dialog mit der Heiligen Schrift; II Dialog mit dem christlichen Bekenntnis, III Dialog mit dem baptistischen Selbstverständnis, IV Dialog in der Ökumene und schließlich V Dialog im global-gesellschaftlichen Horizont. Die Bezüge zu den biblischen Texten, zur Kirchengeschichte, zur eigenen Konfession und zu anderen Konfessionen und schließlich zur eigenen Zeit sind der notwendige Horizont, in dem heute eine Rechenschaft vom Glauben gegeben werden kann.

In den sechs Beiträgen zum Dialog mit der Heiligen Schrift kommen drei Exegeten und drei Theologen bzw. Theologinnen anderer Profession zur Sprache. In exegetischen Studien zu biblischen Texten wie von Dirk Sager zu Psalm 34, von Thomas Söding zur johanneischen Theologie und von Christoph Stenschke zu Paulus und in hermeneutischen Reflexionen von Frederike van Oorschoot, Roland Gebauer und Michael Kißkalt zeigen die Aufsätze eindrücklich, dass Exegese und Systematische bzw. Praktische Theologie aufeinander und auf bleibende hermeneutische Vermittlung angewiesen sind.

In den systematisch-theologischen Beiträgen wird einmal mehr die ökumenische Weite dieses Bandes deutlich: durch Stimmen aus dem Bund Freier evangelischer Gemeinden (Markus Iff) und evangelisch-freikirchlicher Gemeinden (Oliver Pilnei, Maximilian Zimmermann), aus lutherischer Theologie (Friederike Nüssel, Bernd Oberdorfer) wie aus katholischer (Dorothea Sattler) und orthodoxer Perspektive (Athanasios Vletsis). Gerade in der Bearbeitung klassischer Fragen wie der Rechtfertigungs- und Gnadenlehre oder der materialen Christologie und Gotteslehre zeigt sich: Auch heutige Auseinandersetzungen z. B. zum offenen Theismus bzw. zur Wandelbarkeit Gottes haben oft eine lange Vorgeschichte. Diese Problemgeschichte wahrzunehmen kann bis heute helfen, Sackgassen zu vermeiden und Anregungen zu neuen Lösungen zu finden.

Der dritte Abschnitt lässt baptistische Theologen mit kirchen- und zeitgeschichtlichen Studien zu Wort kommen. Eindrücklich demonstrieren die Studien, dass auch die eigene konfessionelle Identität nicht einfach in der Geschichte vorhanden ist. Identität entsteht durch immer neue Formen der Aneignung und Auseinandersetzung. Historisch bzw. hermeneutisch setzen sich Martin Rothkegel und Volker Spangenberg auseinander mit klassischen Texten der eigenen Tradition. Carsten Clauben erörtert die Bedeutung der Katholizität für den Baptismus aus biblisch-theologischer Sicht. Erich Geldbach zeigt schließlich, dass Identität nie ohne kritische Auseinandersetzung zu haben ist. Die Southern Baptist Convention ist die größte baptistische Einzelkirche der Welt – und auch die größte protestantische Denomination in den Vereinigten Staaten von Amerika (USA). In seiner kritischen Aufarbeitung ihrer jüngeren Geschichte demonstriert Geldbach eindrücklich, wie die politische Radikalisierung der USA in der Ära Trump nicht

zu verstehen ist ohne breite Unterstützung evangelikaler Kreise. Dabei sind die Southern Baptists durch ihre fundamentalistisch-theologische Radikalisierung eine wesentliche Vorgeschichte der politischen Krise der heutigen USA. Geldbach lässt es nicht an scharfer Kritik dieser Entwicklung fehlen. Ohne solche Auseinandersetzungen und zur Not deutliche Abgrenzungen werden heute in der Tat (frei-)kirchliche Werke und Verbände keine überzeugende Identität mehr entwickeln können.

Die Sektion zum Ökumenischen Dialog würdigt das Lebenswerk des Jubilars gerade auch im Blick auf seine intensive Beteiligung an Dialogprogrammen, sowohl mit der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) als auch mit der Römisch-katholischen Kirche. Martin Friedrich und Johannes Oeldemann zeigen mit viel Sympathie, wie viel Annäherung in diesen Gesprächen erreicht wurde; und was noch zu tun bleibt. Anders als die beiden vorangegangenen Aufsätze betont Michael Haspel eine wesentliche Differenz, die sich aus der Perspektive einer Liberalen Theologie zum Baptismus bzw. zum freikirchlichen Christentum insgesamt ergibt. Dabei sind es nicht mehr nur die klassischen theologischen Streitfragen, die trennen. Vielmehr ist es ein normativ gewordenes Verständnis von Volkskirchlichkeit, wie es sich erst im 20. Jahrhundert entwickelt hat, das den auf Bekenntnis zielenden Glaubensakt der freikirchlichen Tradition als fremd empfindet. War es im 19. Jahrhundert verbreitet, freikirchliches Christentum als für die deutsche Kultur unpassend auszugrenzen, so findet sich eine solche Tendenz bis heute. Offensichtlich spricht Haspel damit soziologisch etwas Wesentliches für die diskrete, verschwiegene Religionskultur in Deutschland an. Es gehört zur gegenwärtigen Ökumene, dass nicht nur klassische, sondern auch neue Unterschiede der Bearbeitung bedürfen. Dass dazu auch die Erörterung von Themen wie Spiritualität und Zukunftshoffnung gehören, zeigen die Beiträge von Ulrike Link-Wieczorek und Peter Zimmerling.

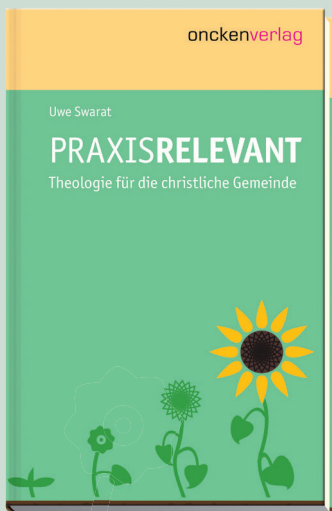
In der letzten Sektion stehen überwiegend gesellschaftliche Themen im Vordergrund. In den Aufsätzen wird eine Spannung deutlich, die zur Theologie insgesamt gehört. Auf der einen Seite wird das Bemühen deutlich, die eigene Identität zu präzisieren, z. B. durch eine christologische Begründung der Diakonie (Ralf Dziewas) oder eine auf Christus bezogene innere Mitte der Ekklesiologie (Heinzpeter Hempelmann). Auf der anderen Seite sind die Aufsätze um Brückenschläge bemüht zur pluralen Realität der heutigen Gesellschaft, beispielsweise durch eine Reflexion auf den Zusammenhang von Religion und Gabe im Horizont heutiger Ökonomie (Ralf Miggelbrink), durch die Stärkung von Ambiguitätstoleranz im Kontext der Seelsorge (Andrea Klimt) und noch einmal durch eine Erörterung kulturspezifischer Differenzen im konfessionellen Profil im Vergleich der USA und Deutschland (Johanna Rahner).

Alles in allem ist es den Herausgebern gelungen, einen lebendigen Eindruck von der vielfältigen Vernetzung baptistischer Theologie mit der kirchlich-theologischen Ökumene der Gegenwart zu vermitteln.

*Prof. Dr. Thorsten Dietz*, Fokus Theologie in der Evangelisch-reformierten Kirche der Schweiz, An der Schäferbuche 20, 35039 Marburg; E-Mail: [tt.dietz@gmx.de](mailto:tt.dietz@gmx.de)

Uwe Swarat

# PRAXISRELEVANT



onckenverlag  
blessings 4 You

Prof. Dr. Uwe Swarat gelingt mit diesem Sammelband eine Theologie für die Gemeinde, die wissenschaftlich-theologische Gedanken und Grundsätze allgemeinverständlich formuliert. Damit entfalten die Texte eine bleibende Relevanz für die Praxis und können als Lern- und Lehrmittel zu einer Orientierungshilfe im persönlichen Glauben sowie im Gemeindeleben werden. Warum nicht einmal einen Gesprächskreis in der Gemeinde zu den verschiedenen Themen ins Leben rufen, eine Art „Stammtisch der Theologie“?

Die Beiträge dieses Sammelbandes bieten mit ihrem breiten Themenspektrum dafür eine gute Grundlage.

*Christoph Stiba*



148 S., 12 x 19 cm, geb.,  
Best.-Nr. 639.635

**16,00 Euro**

Blessings 4 you GmbH | Motorstr. 36 | 70499 Stuttgart | Tel.: 07 11.830 00-0 | [www.blessings4you.de](http://www.blessings4you.de) | [kundenservice@blessings4you.de](mailto:kundenservice@blessings4you.de)

## Impressum

THEOLOGISCHES GESPRÄCH • 46. Jahrgang • 2022 • Heft 3 • ISSN 1431-200X  
Homepage mit weiteren Texten und Infos: [www.theologisches-gespraech.de](http://www.theologisches-gespraech.de)

*Herausgeber:* Prof. Dr. Michael Kießkalt und Prof. Dr. Carsten Claußen (Theologische Hochschule Elstal);  
Prof. Dr. Markus Iff und Prof. Dr. Andreas Heiser (Theologische Hochschule Ewersbach).

*Akademischer Beirat:* Prof. Dr. Jörg Barthel (Reutlingen), Prof. Dr. Ralf Dziewas (Elstal), Prof. Dr. Holger Eschmann (Reutlingen), Prof. Dr. Claudia Jähnel (Bochum), Prof. Dr. Christoph Schlupe (Reutlingen), Prof. Dr. Ulrike Schuler (Reutlingen), Prof. Dr. Uwe Swarat (Elstal).

*Schriftleitung:* Prof. Dr. Michael Kießkalt, Theologische Hochschule Elstal, Johann-Gerhard-Oncken-Straße 7,  
14641 Wustermark, Telefon: (03 32 34) 74 310, E-Mail: [michael.kisskalt@th-elstal.de](mailto:michael.kisskalt@th-elstal.de).

*Redaktionsassistent:* Olga Nägler, Oncken Verlag, Kassel.

*Erscheinungsweise:* vierteljährlich.

*Bezugspreis:* THEOLOGISCHES GESPRÄCH im Abo € 26,- jährlich; als Premium-Abo

(Print- und Digital-Abo in einem): € 36,- jährlich; bei Einzelzustellung jeweils zzgl.

Versandkostenanteil von € 5,60, Einzelheft € 7,50, zzgl. Versandkostenanteil von € 1,40.

In unregelmäßiger Folge erscheinen Beihefte mit je ca. 100 Seiten.

Die Beihefte zum THEOLOGISCHEN GESPRÄCH kosten € 7,90 bzw. € 9,90.

*Verlage:* Oncken Verlag/Blessings 4 you GmbH, Mündener Straße 13, 34123 Kassel,

Telefon: (07 11) 8 3000-80, Telefax: (07 11) 8 3000-90; E-Mail: [ONaegler@oncken.de](mailto:ONaegler@oncken.de);

Internet: [www.blessings4you.de](http://www.blessings4you.de) und

SCM Bundes-Verlag gGmbH, Postfach 40 65, 58426 Witten, Telefon: (0 23 02)

9 30 93-910, Telefax: (0 23 02) 9 30 93-689, E-Mail: [info@bundes-verlag.de](mailto:info@bundes-verlag.de)

*Vertrieb:* Blessings 4 you GmbH, Stuttgart, und Bundes-Verlag, Witten.

*Anzeigen:* Andrea Matthias, Telefon (07 11) 8 3000-81. Es gilt Preisliste 4.

*Satz:* τ-lexis · O. Lange, Im Bieth 57, 69124 Heidelberg.

Abbestellungen für Direktbezieher jeweils per 31. Oktober, sonst verlängert sich das Abonnement um ein weiteres Jahr. Kündigungs-  
bestätigungen werden nicht verschickt. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Oncken Verlages gestattet.

onckenverlag  
blessings 4 You

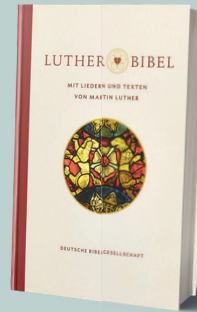
**SCM**

Bundes-Verlag

# LUTHER

500 Jahre Lutherübersetzung

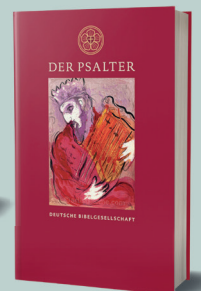
Aktion bis 31.10.2022



25,00 €  
14,99 €\*



20,00 €  
9,99 €\*



mehr unter:  
[www.blessings4you.de](http://www.blessings4you.de)  
oder: [kurzlinks.de/x745](http://kurzlinks.de/x745)



\*zzgl. Versandkosten 4,50 €, ab 29 € versandkostenfrei

blessings4You

Blessings 4 you GmbH | Motorstr. 36 | 70499 Stuttgart  
Tel.: 0711.83000-0 | [www.blessings4you.de](http://www.blessings4you.de) | [Kundenservice@blessings4you.de](mailto:Kundenservice@blessings4you.de)